



## THEMEN

Von wegen Ruhestand!

Anlaufstellen für Menschen in  
Not: Praxis ohne Grenzen

»Das Problem ist der Maßstab«  
Heribert Leutner im Gespräch

Mein Lieblingsort:  
Hinter dem Deich –  
Der Garten Hamburgs

Sprichwörtlich:  
Geld stinkt nicht

Was ist Ihr Traum vom Alter?

PFLEGEN & WOHNEN  
HAMBURG »Teamgeist &  
Motivation« Vom Alltag  
in unseren Häusern

»Ortsgespräch«  
Von Florian Illies

Rückblick: Stiften gehen –  
Eine Hamburger Spezialität

Cartoon: Marundes  
»Bilder aus der Heimat«



# Geld

...allein macht nicht unglücklich!

Motto  
des Jahres  
Teamgeist &  
Motivation



Erinnern wir uns: Sommer, Freibad, ins Wasser springen, tauchen, nicht abtrocknen, auf kleinen Handtüchern liegen und einfach dabei sein



Manchmal ist weniger mehr und Geld nicht so wichtig

## Editorial



Liebe Leserinnen und Leser, immer geht es ums Geld! Heute auch in diesem Heft, denn wir wollen der Frage nachgehen: Warum dreht sich alles, und wenn nicht alles, dann so vieles ums Geld? Bestimmt inzwischen Geld unser Denken und Handeln? Nicht Nächstenliebe, sportlicher Ehrgeiz oder das Streben nach Anerkennung und Erfolg? Erhoffen wir uns mittels Geld tatsächlich unser Lebensglück? Das wäre fatal. Aber was begründet diese einzigartige Rolle des Geldes? Warum will fast jeder Mensch Geld haben? Weil es tatsächlich vieles leichter macht? Weil es überhaupt erst die Teilhabe an der Gesellschaft ermöglicht? Weil es Macht bedeutet? Schmutziges Geld? Und was steckt eigentlich hinter dem Geld? Oder was passiert, wenn sich herausstellt, dass nichts hinter dem Geld steckt? Kein Gegenwert, keine Leistung. Geld. Immer wieder dieses, entschuldigen Sie, verdammte Geld! Dabei wären andere Dinge möglicherweise viel wichtiger.... Nicht aber heute! In dieser Ausgabe geht es ums Geld! Tauchen Sie mit uns ein in die Welt des Geldes und der Fragen rund ums Geld. Und machen Sie es wie wir: Interessieren Sie sich für Geld, aber nehmen Sie Geld nicht zu wichtig. Zwischen Glück und Geld nämlich gibt es kaum einen Zusammenhang.

Herzlichst

Johannes F. Kamm | Geschäftsführer



Geld und Macht im Wandel der Zeiten: Im Jahre 1967, als der James-Bond-Film »Casino Royale« mit Peter Sellers und Ursula Andress (Foto) gedreht wurde, gehörten zu den sichtbaren Insignien des Reichtums schöne Frauen, ein dickes Bündel Dollar-Noten und ein Roulette-Tisch mit Chips. Heute würde diese kindliche Vorstellung, vor allem das antiquierte Frauenbild, nicht mal mehr als Satire durchgehen. Im 21. Jahrhundert wächst Reichtum im Verborgenen, werden die Geldströme durch die Digitalisierung immer unsichtbarer.



## INHALT

- 3 Editorial
- 6 Einblicke
- 12 »Das Problem ist der Maßstab«:  
Heribert Leutner im Gespräch
- 18 Sprichwörtlich:  
Geld stinkt nicht!
- 20 Anlaufstellen für Menschen  
in Not: Praxis ohne Grenzen  
und das Zahnmobil
- 26 Von wegen Ruhestand!
- 28 Mein Lieblingsort:  
Hinter dem Deich –  
Der Garten Hamburgs
- 34 PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG  
Alt und Jung gemeinsam |  
Das Jahresmotto: »Teamgeist  
& Motivation« | Aus dem Alltag  
in unseren Häusern: Pflege ist  
Beziehungsrbeit | »So viel du  
brauchst...« | Die Netzwerkerin |  
Fragen zur älter werdenden  
Gesellschaft an Johannes F.  
Kamm | Thomas Flotow:  
»Mut zur Wahrheit«
- 54 Ein Ort zum Staunen:  
Garten der Schmetterlinge
- 58 Der Klassiker:  
Ein Teller warme Suppe
- 60 Wiedergelesen:  
Florian Illies »Ortsgespräch«
- 66 Was ist Ihr Traum vom Alter?
- 68 Rückblick: Stiften gehen –  
Eine Hamburger Spezialität
- 70 Hamburger Kostbarkeiten:  
Schirm Eggers
- 72 Marunde-Cartoon:  
Bilder aus der Heimat
- 74 Vorschau: Durch dick und dünn:  
Von Freundschaften und  
Netzwerken
- 75 PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG  
Adressen | Bildnachweis  
Impressum



Wer wollte hier nicht wohnen? Ende April/ Anfang Mai, wenn die zahllosen Obstbäume in voller Blüte stehen, liegt ein weißer Schleier über dem Alten Land



Den Winter 2012/2013 wird wohl niemand so schnell vergessen. Dunkel, dunkler, am dunkelsten waren die Tage. Statt der normalerweise im Schnitt 154 Sonnenstunden gab es nur lächerliche 96 – so wenig wie noch nie seit Beginn der Wetteraufzeichnungen vor 61 Jahren. Umso schöner, dass diese dunkle Jahreszeit nun endgültig vorbei ist! Der Frühling ist da. Einfach so. Er ließ sich durch nichts und niemanden bestechen. Kein Geld der Welt konnte ihn bewegen, sich etwas früher aus der Deckung zu wagen. Aber jetzt! Die Bäume schlagen aus, Knospen platzen auf, Blumen und Pflanzen beginnen in den buntesten Farben zu blühen – eine Augenweide für alle, die den Blick dafür nicht verloren haben. Also: nichts wie raus in die Sonne, um dem lichtentwöhnten Körper und der winterschläfrigen Seele eine ordentliche Dosis Vitamin D zu gönnen. Auch in den Gartencentern drängen sich die Menschenmassen. Jeder will seinen Garten, seinen Balkon hübsch bepflanzen, jeder will sein Haus bestellen. Selbst der Frühjahrsputz ist keine Hürde mehr. Wenn die Sonnenstrahlen die dreckigen Fensterscheiben enthüllen – was soll's? Hauptsache, Sonne. [SK]

# Rut an de Frühjahrsluft!



Der Ball ist Trumpf: Mitte des letzten Jahrhunderts funktionierte Fußball noch ohne sündhaft teure Sportschuhe



Das waren noch echte »Gameboys«! In den fünfziger Jahren herrschte nach dem Krieg in den Städten große Wohnungsnot. Ein eigenes Kinderzimmer war eher die Ausnahme als die Regel. Was lag da näher, als von der Mutter ohne viel Gewese zum Spielen rausgeschickt zu werden? Und zwar nicht auf einen top ausgestatteten, überwachten Spielplatz mit extra Kinderbetreuung. Sondern einfach auf die Straße, um mit den Nachbarsjungen zwischen den parkenden Autos eine Runde zu kicken und Spaß zu haben. Gameboys, Spielkonsolen, PCs, Smartphones, Handys – all das, was Geld kostet und die heutige Generation der Heranwachsenden als lebensnotwendig betrachtet, gab's noch nicht. Hat es jemand vermisst? Nicht die Bohne. Bewegung an der frischen Luft war das Natürlichste von der Welt. Heute müssen Sie beim Fitnessberater eine Stange Geld hinblättern, um sich über die bahnbrechende wissenschaftliche Erkenntnis aufklären zu lassen, dass Bewegung an der frischen Luft die Gesundheit und das Wohlbefinden fördern – vom schlank machenden Effekt ganz zu schweigen. Das hätte man billiger haben können. [SK]

»Los, raus, spielt unten!«



Schrotberge für die Dritte Welt: Arbeiter beim Ausschachten eines rostigen Tankers in Bangladesch



Als wäre ein außerirdischer Koloss an Land gespült: Jährlich werden weltweit etwa 700 Hochseeschiffe außer Dienst gestellt. Weil sie marode sind und den großen Reedereien kein Geld mehr einbringen. Doch wohin mit ihnen? Zum Beispiel nach Bangladesch, einem der ärmsten Länder der Welt, wo die von Rost zerfressenen, kaputten Riesentanker sogar noch für Arbeitsplätze sorgen. Während die aussortierten Schiffe für die reicheren Länder also keine Einnahmequelle mehr sind, stellen sie für Menschen in der Dritten Welt immer noch eine wichtige Verdienstmöglichkeit dar: So sichern sich die sogenannten Schiffsabwracker von Chittagong, der zweitgrößten Stadt Bangladeschs, mit ihrer Muskelkraft Tag für Tag ihren Lebensunterhalt. Dem polnischen Fotografen Tomasz Gudzowaty (Jahrgang 1971) gebührt das Verdienst, mit seiner Schwarz-Weiß-Fotoreportage aus der Welt des Schiffsabwrackens auf diesen wenig bekannten Umstand aufmerksam gemacht zu haben. Das suggestive Foto links stammt aus seinem 2012 im Hatje Cantz Verlag erschienenen Buch »Keiko«. [SK]

## Abwracken in Chittagong



**Heribert Leutner**  
im Gespräch mit finkenaufelf

## »Das Problem ist der Maßstab«: Wenn ein Bauwerk »x Häuser« kostet

► Heribert Leutner hat im Auftrag der städtischen Realisierungsgesellschaft ReGe lange an verantwortlicher Stelle den Bau der Elbphilharmonie begleitet. Von 2004 bis 2007 als Projektleiter und von 2008 bis Ende März 2013 als Sprecher der Geschäftsführung. Er plädierte, anders als Bürgermeister Olaf Scholz, für eine Trennung von Hochtief als Generalunternehmer und schied aus dem Unternehmen auf eigenen Wunsch aus.



**finkenaufelf:** *Herr Leutner, Sie sind Architekt von Beruf?*

**Heribert Leutner:** Ja, ich bin ausgebildeter Architekt, aber ich habe nur während des Studiums und kurze Zeit danach »am Zeichenbrett« gearbeitet. Ich bin dann sehr schnell in die Bauleitung und ins Projektmanagement gegangen.

**finkenaufelf:** *Wir wollen uns heute dem Thema »Geld« nähern. Bei wohl keinem anderen Projekt in Hamburg entzündet sich die Diskussion um das Für und Wider so stark am Geld wie bei der Elbphilharmonie. Gesetzt den Fall, Sie müssten einem Kind erklären, wie viel die Elbphilharmonie kostet – was würden Sie sagen?*

**Heribert Leutner:** Zunächst mal würde ich versuchen, mit der Antwort »sehr viel« davonzukommen ...

**finkenaufelf:** *Gehen Sie mal davon aus, es würde sich um ein aufgewecktes Kind handeln ...*

**Heribert Leutner:** Das Problem ist der Maßstab. Mehrere hundert Millionen Euro sind ja erst mal nicht fassbar. Man muss versuchen, einen Vergleich zu finden, der einen Wertmaßstab hat – wenn man sich zum Beispiel vorstellt, wie viel ein Einfamilienhaus kostet. Meinem Kind würde ich

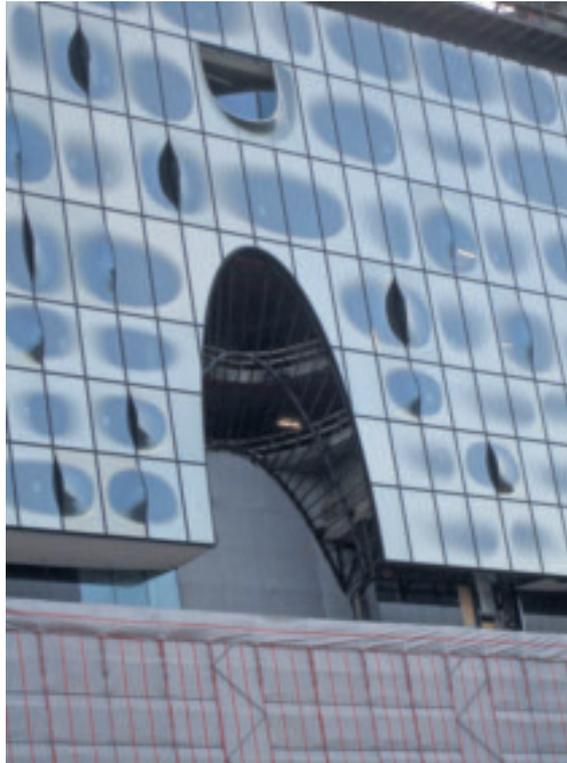
erklären: Unser Haus, in dem wir wohnen, hat x Euro gekostet, und dann würde ich umrechnen, wie viele solcher Häuser von dem Geld gebaut werden könnten, das die Elbphilharmonie kostet. Das wären dann wahrscheinlich mehr als das ganze Dorf, in dem ich lebe. Erst durch so einen Vergleich wird deutlich, wie teuer die Elbphilharmonie ist.

**finkenau elf:** *Es handelt sich ja um eine gigantische Investition aus Steuermitteln. Rechnen Sie damit, dass sich das für die Steuerzahler irgendwann »bezahlt« macht? Und wenn ja, in welcher Hinsicht?*

**Heribert Leutner:** Solche Investitionen kann man nie rein betriebswirtschaftlich betrachten. Man muss auch den volkswirtschaftlichen Nutzen mit einbeziehen. Und da glaube ich, dass selbst dieses viele Geld für Hamburg einen Nutzen hat. Letztendlich wird die Elbphilharmonie auch den Hamburgern, und damit auch den Hamburger Steuerzahlern, zugutekommen. Wir spüren die große Aufmerksamkeit, die dem Projekt jetzt schon zukommt, nicht nur von den Kosten her, sondern nach wie vor auch vom Inhalt her. Dass sich eine Stadt so etwas leistet und nicht etwa einen Bahnhof oder einen Flughafen baut, sondern dass sie in Kultur investiert, das ist ja etwas ganz Besonderes. Diese außergewöhnliche Investition wird wahrgenommen, nicht nur in Deutschland, sondern auch international.

**finkenau elf:** *Inwiefern?*

**Heribert Leutner:** Wir bekommen hier regelmäßig Feedbacks von internationalen und nationalen Künstlern, auch von anderen Städten und Wirtschaftsregionen, die im Wettbewerb mit Hamburg stehen. Man merkt, dass Hamburg aufgrund des Projektes eine höhere und positive Wahrnehmung erfährt. Das führt dann zu einem indirekten Rückfluss. Am einfachsten lässt sich dies an den Tourismuszahlen vorstellen. Wenn Hamburg noch bekannter und attraktiver wird und die Tou-



rismuszahlen steigen, dann hat auch die Elbphilharmonie dazu beigetragen.

**finkenau elf:** *Könnten wir in diesem Zusammenhang auch von einer Umwandlung materieller in immaterielle Werte sprechen?*

**Heribert Leutner:** Ja, weil in Kultur investiert wird. Das, was dort stattfinden wird, Musik, hat eine immaterielle Seite, und der Imagegewinn geht auch in diese Richtung.

**finkenau elf:** *Thema Geld und Vertrauen. Steuerzahler müssen darauf vertrauen, dass »die Politik« ihr Geld richtig anlegt. Ist dieses Vertrauen noch gerechtfertigt?*

**Heribert Leutner:** Nein. Das Vertrauen ist sehr beschädigt. Weil am Anfang Zahlen genannt wurden, die von der Realität bei Weitem überholt wurden. Da verliert man natürlich das Vertrauen. Das sieht man ja auch bei anderen Investitionen der öffentlichen Hand, in Berlin oder Stuttgart. Oft wird dann versucht, eine besondere Inkompetenz bei den kommunalen Institutionen festzustellen. Wobei meine Beobachtung ist, dass auch im privaten Sektor viele Projekte nicht kostenstabil abgerechnet werden. Aber das wird in der



### Ein Quartier aus der Retorte: Die Hafencity ist das größte Stadtentwicklungsprojekt Hamburgs

Öffentlichkeit nicht so breit diskutiert und darf nicht als Entschuldigung für die gewaltigen Kostensteigerungen herhalten.

**finkenau elf:** *Sind solche Großprojekte überhaupt so steuerbar, dass der Kostenrahmen – mit gewissen Schwankungen – eingehalten wird?*

**Heribert Leutner:** Ja, sicher. Der Senat hat vor Kurzem die Drucksache »Kostenstabiles Bauen« herausgegeben. Darin steht, wie Großprojekte künftig gesteuert werden sollen, damit so etwas nicht noch mal passiert. Das folgte auf einen Bericht des Rechnungshofes von 2010, da spielte die Elbphilharmonie noch gar nicht mal so eine große Rolle. Es ging da um andere Projekte, die auch aus dem Ruder gelaufen sind. In dieser neuen Drucksache ist dargelegt, wie die Stadt Hamburg künftig solche negativen Ausschläge verhindern will.

**finkenau elf:** *Und, was meinen Sie – kann es funktionieren?*

**Heribert Leutner:** Ja, wenn man beherzigt, was in der Drucksache steht. Einer der Kernsätze ist: Wir brauchen gar keine neuen Regeln, wir müssen nur die vorhandenen konsequent anwenden. Man braucht natürlich das Know-how an den entscheidenden Stellen, aber man muss auch diszipliniert sein. Das ist ja im Kleinen wie im Großen so. Wenn ich meine Haushaltskasse nicht diszipli-

niert führe, dann habe ich vielleicht schon am 20. des Monats kein Geld mehr.

**finkenau elf:** *Nochmal zu den Dimensionen, falls Sie die Zahlen griffbereit haben: In welchem Verhältnis steht eigentlich der Preis von, sagen wir, einem Fenster der Elbphilharmonie zu dem Monatslohn dessen, der es einbaut?*

**Heribert Leutner:** Das Fenster dürfte jedenfalls mehrere Monatslöhne kosten. Die genauen Zahlen kenne ich aber nicht, weil Hochtief als Baufirma einen Pauschalpreis bekommt und Einzelpreise gar nicht abgerechnet werden. Aber es wurde immer wieder mal spekuliert, dass ein solches Fenster ungefähr 20.000 Euro kostet. Allerdings muss man sich klarmachen, dass diese Fenster sehr groß sind – ungefähr 3,50 m hoch und 2,50 m breit – und gleichzeitig auch die komplette Außenwand des Gebäudes bilden.

**finkenau elf:** *Sind solche Dimensionen Normalverdienern eigentlich überhaupt noch vermittelbar?*

**Heribert Leutner:** Ich habe in den vielen Gesprächen, die ich geführt habe, solche Hinterfragungen nur ganz selten erlebt. Ich gehe ja öfter mal mit Besuchern über die Baustelle, nicht nur, wenn Prominenz kommt, auch mit Freunden oder Gruppen, von denen ich angefragt werde. Da habe ich nicht gespürt, dass das nicht vermittelbar wäre.



**finkenau elf:** *Die Baustelle als solche übt ja auch eine Faszination aus ...*

**Heribert Leutner:** In der Tat – und bei aller Kritik an den Kosten muss man auch dagegenhalten, dass es ein riesiges Gebäude ist, mit 120.000 qm Bruttogeschossfläche. Das erkennt man erst, wenn man sich dem mal vom Wasser aus genähert hat. Das ist nicht mit einem normalen Bürohaus vergleichbar. Die schiere Größe des Projektes rechtfertigt auch wiederum »viel Geld«, aber natürlich nicht jede x-beliebige Summe. Hinzu kommt, dass die Architektur etwas Besonderes ist. Gleichwohl verstehe ich, dass die Dominanz dieses Gebäudes auch Kritik auslöst.

**finkenau elf:** *Ich frage deshalb, weil wir im Moment wieder eine Diskussion um das soziale Gefälle innerhalb der Stadt und innerhalb des Landes haben. Es gibt Leute, die ihre Miete oder die Rezeptgebühr in der Apotheke nicht mehr bezahlen können. Wie verträgt sich diese Investition mit den auseinanderklaffenden sozialen Welten – solche Fragen tauchen da natürlich auf.*

**Heribert Leutner:** Zu Recht. In unserer Zeit, die geprägt ist von Schlagworten wie »Downsizing« und »eher ein bisschen weniger«, ist ein Projekt dieser Größenordnung schwer vermittelbar. Aber es ist schon ein gutes Argument, dass die Elbphilharmonie eine Investition in Kultur ist und in das Image der Stadt.

**finkenau elf:** *Geld repräsentiert auch Macht. Nun sind Sie als Geschäftsführer eines städtischen Unternehmens nicht in der gleichen Position wie Ihr Kollege in einem großen Konzern. Dennoch: Hat dieser Aspekt für Sie eine Bedeutung in der beruflichen Realität? Nehmen Sie diese Machtdimension wahr in Ihrer Tätigkeit?*

**Heribert Leutner:** Nein, da sehe ich keinen direkten Zusammenhang zur Größe der Investition, zum Geld. So ein großes Projekt zu leiten, bedeutet natürlich, den Vertragspartnern gegenüber eine gehobene Position zu haben, die dann auch mit Macht zu tun hat. Das Machtthema ist dennoch in der Bau- und Immobilienbranche, so wie ich es seit Jahren erlebe, nicht nur auf Geld bezogen. Da geht es meist um andere Zusammenhänge, um Beziehungen zwischen Menschen und deren Rollen im Projekt, auch um berufliche Hierarchien.

**finkenau elf:** *Welche Rolle spielt Geld für Sie überhaupt in Ihrer beruflichen Laufbahn, ist es besonders attraktiv, eine Tätigkeit zu haben, in der man viel Geld ausgeben, über einen bestimmten Etat verfügen kann?*

**Heribert Leutner:** Nein, das mag so sein, wenn man privater Bauherr ist und ein schönes großes Budget zur Verfügung hat und sich in besonderen Details oder Materialien verwirklichen kann. Aber als Vertreter der Stadt Hamburg muss man, auch wenn das in Bezug auf die Elbphilharmonie

unpassend klingt, sparsam mit Steuergeldern umgehen. Genau deshalb schmerzt mich auch die aktuelle Kostensteigerung in besonderem Maße.

**finkenau elf:** *Das klingt jetzt sehr »hanseatisch-nüchtern«. Ich höre aber gelegentlich, dass das Ansehen eines Managers nach der Höhe des Portefeuilles bemessen wird, über das er verfügen kann.*

**Heribert Leutner:** Das ist mir fremd. Das liegt sicher daran, dass ich im Projektmanagement eigentlich immer darauf achten muss, dass das Geld reicht. Ich habe noch nie erlebt, dass »zu viel« Geld da war. Aufgabe des Projektmanagers ist immer, das Geld zusammenzuhalten. Ich freue mich, wenn ich etwas Hochwertiges bauen kann, die Regel ist das aber nicht.

**finkenau elf:** *Also gehen Sie immer mit »angezogener Handbremse« an Projekte heran?*

**Heribert Leutner:** Ja. Das ist bei kleineren Projekten genauso wie bei ganz großen.

**finkenau elf:** *Sie sind also gewohnt, im Kostenrahmen zu bleiben ... Könnten Sie sich denn auch vorstellen, privat sehr sparsam, sagen wir, von 1000 Euro im Monat, zu leben?*

**Heribert Leutner:** Das ist eine schwierige Frage – so, wie ich derzeit lebe, könnte ich mir das nicht vorstellen.



**finkenau elf:** *Worauf könnten Sie denn verzichten?*

**Heribert Leutner:** Auf jede Menge Konsum, den ich mir momentan leisten kann, weil ich nicht schlecht verdiene. Sicherlich könnte ich auch auf weniger Quadratmetern leben, ich brauche auch nicht ein tolles Auto. Da wäre schon einiges Potenzial, etwas runterzuschrauben.

**finkenau elf:** *Worauf könnten Sie denn gar nicht verzichten?*

**Heribert Leutner:** Hm. Das sind eigentlich weniger die materiellen Dinge, wobei das eine schon vom andern etwas abhängt. Also, soziale Kontakte sind für mich schon lebensnotwendig. Auf Freunde verzichten, das wäre bitter. Auf Materielle bezogen ist eine Antwort schwierig. Ich bilde mir zwar ein, bewusst zu leben, aber ich weiß, dass ich ziemlich weit weg bin von Menschen, die mit sehr wenig auskommen müssen.

**finkenau elf:** *Sie werden ja das Kapitel ReGe bald von sich aus beenden. Wenn Sie Ihre Bürotür hier zum letzten Mal hinter sich schließen – worauf freuen Sie sich dann?*

**Heribert Leutner:** Auf ein Phase der Selbstbestimmung. Weil ich natürlich bei diesem großen Projekt Elbphilharmonie relativ viel fremdbestimmt bin. Mal handeln zu können, ohne Rücksprache mit Gremien oder Rücksicht auf die öffentliche



Zeitgemäße Baumaterialien: Statt rotem Backstein



zumeist Beton, Glas und Stahl

## Reizvoller Kontrast: Das eine nennt sich noch (Speicher-)Stadt, das andere schon (Hafen-)City



Wirkung nehmen zu müssen. Einfach schöne Dinge zu tun, zum Beispiel viel reisen, mal eine Zeitlang nicht arbeiten. Das ist ein großes Geschenk, dass ich mir das jetzt leisten kann. Darauf freue ich mich schon.

**finkenau elf:** *Bleiben Sie dem Projekt Elbphilharmonie innerlich verbunden, oder ist das jetzt für Sie abgehakt?*

**Heribert Leutner:** Das waren viele Jahre sehr intensiver Arbeit, das ist ein Teil von mir geworden, insofern bleibe ich dem Projekt verbunden.

Die meisten großen Bauprojekte sind ja nach drei oder vier Jahren abgeschlossen, trotzdem gibt es Projekte, die ich nicht vergesse – und die Elbphilharmonie sowieso nicht. Von daher hoffe ich natürlich, dass das alles ein gutes Ende nimmt und wir hier eines Tages wunderbare Konzerte hören können.

**finkenau elf:** *Also möchten Sie zur Eröffnungsfeier auf alle Fälle eingeladen werden?*

**Heribert Leutner:** Das habe ich gar nicht so vor Augen. Ich freue mich eher, wenn ich mir das Gebäude mal im fertigen Zustand in aller Ruhe ansehen kann, darin flanieren kann. Ich kenne solche Eröffnungsfeiern. Die sind auf der einen Seite unglaublich schön – aber ich bin eher so ein stiller Genießer, ich möchte gern mal in aller Ruhe durchs Haus laufen dürfen.

**finkenau elf:** *Inkognito sozusagen ...*

**Heribert Leutner:** Ja, wer weiß.

**finkenau elf:** *Herr Leutner, ich danke Ihnen für das Gespräch.*

Die Fragen stellte Ulrike Sparr

Die teuerste Dauerbaustelle der Stadt:  
die Elbphilharmonie,  
vom Baumwall aus gesehen



# Sprichwörtlich: Geld stinkt nicht!

DEM WACHSENDEN  
REICHTUM FOLGT  
DIE SORGE  
*Horaz*

NUR WER DIE ZECH  
PRELLT, KANN HOFFEN,  
VON DER GESCHÄFTS-  
WELT NICHT VERGESSEN  
ZU WERDEN  
*Oscar Wilde*

SINN DES LEBENS: ETWAS,  
WAS KEINER GENAU WEISS.  
JEDENFALLS HAT ES WENIG  
SINN, DER REICHSTE MANN  
AUF DEM FRIEDHOF  
ZU SEIN  
*Sir Peter Ustinov*

REICH SEIN  
IST WIRKLICH NUR  
SCHÖN, WENN MAN  
ARM IST  
*Jean Anouilh*

NENNE DICH NICHT  
ARM, WEIL DEINE TRÄUME  
NICHT IN ERFÜLLUNG  
GEGANGEN SIND;  
WIRKLICH ARM IST NUR,  
DER NIE GETRÄUMT HAT  
*M. v. Ebner-Eschenbach*

DAS GELD LIEGT  
AUF DER STRASSE  
*Deutsches Sprichwort*

WAS BEDEUTET SCHON  
GELD? EIN MENSCH IST  
ERFOLGREICH, WENN ER  
ZWISCHEN AUFSTEHEN  
UND SCHLAFENGEHEN  
DAS TUT, WAS IHM GEFÄLLT  
*Bob Dylan*

DASS MAN LIEBE MIT  
GELD NICHT KAUFEN  
KANN, GLAUBT MAN  
ERST DANN, WENN MAN  
GENUG GELD HAT  
*Jack Nicholson*

DAS GELD ZIEHT NUR  
DEN EIGENNUTZ AN UND  
VERFÜHRT STETS  
UNWIDERSTELICH ZUM  
MISSBRAUCH  
*Albert Einstein*

WER VIEL GELD HAT,  
KANN SPEKULIEREN; WER  
WENIG GELD HAT, DARF  
NICHT SPEKULIEREN;  
WER KEIN GELD HAT,  
MUSS SPEKULIEREN  
*André Kostolany*

WAS DER LIEBE GOTT  
VOM GELD HÄLT,  
KANN MAN AN DEN  
LEUTEN SEHEN, DENEN  
ER ES GIBT  
*Peter Bamm*

GELD HABEN IST SCHÖN,  
SOLANGE MAN NICHT  
DIE FREUDE AN DEN  
DINGEN VERLIERT, DIE  
MAN MIT GELD NICHT  
KAUFEN KANN  
*Salvador Dalí*

DAS EINZIGE,  
WAS MAN OHNE GELD  
MACHEN KANN,  
SIND SCHULDEN  
*Heinz Schenk*

MAN EMPFINDET ES OFT  
ALS UNGERECHT, DASS  
MENSCHEN, DIE STROH  
IM KOPF HABEN,  
AUCH NOCH GELD WIE  
HEU BESITZEN  
*Gerhard Uhlenbruck*

WENN EIN MENSCH BE-  
HAUPTET, MIT GELD  
LASSE SICH ALLES ER-  
REICHEN, DARF MAN SI-  
CHER SEIN, DASS ER NIE  
WELCHES GEHABT HAT  
*Aristoteles Onassis*

GELD UND KREATIVITÄT  
HABEN NOCH NIE GUT  
ZUSAMMENGEPASST  
*Emanuel Ungaro*

GELD  
HAT NOCH KEINEN  
REICH GEMACHT  
*Seneca*

DAS GELD, DAS MAN  
BESITZT, IST DAS MITTEL  
ZUR FREIHEIT, DASJENIGE,  
DEM MAN NACHJAGT,  
DAS MITTEL ZUR  
KNECHTSCHAFT  
*Jean-Jacques Rousseau*

JE MEHR GELD MAN HAT,  
DESTO MEHR LEUTE  
LERNT MAN KENNEN,  
MIT DENEN EINEN  
NICHTS MEHR VERBINDET  
AUSSER GELD  
*Tennessee Williams*

WER AUFHÖRT ZU  
WERBEN, UM GELD ZU  
SPAREN, KANN EBENSO  
SEINE UHR ANHALTEN,  
UM ZEIT ZU SPAREN  
*Henry Ford*

GELD ZU HABEN  
IST SCHÖN. DOCH AUCH  
DAS WIRD IRGENDWANN  
LANGWEILIG  
*Robert de Niro*

BESSER EIN MANN  
OHNE GELD ALS GELD  
OHNE MANN  
*Deutsches Sprichwort*

DAS SICHERSTE MITTEL,  
ARM ZU BLEIBEN, IST,  
EIN EHRLICHER MENSCH  
ZU SEIN  
*Napoleon*

ICH WÜNSCHTE, DASS  
MEIN LIEBER KARL MEHR  
ZEIT DAMIT VERBRACHT  
HÄTTE, KAPITAL ANZU-  
HÄUFEN STATT NUR DAR-  
ÜBER ZU SCHREIBEN  
*Jenny Marx*

GELD: EIN MITTEL, UM  
ALLES ZU HABEN BIS AUF  
EINEN AUFRICHTIGEN  
FREUND, EINE UNEIGEN-  
NÜTZIGE GELIEBTE UND  
EINE GUTE GESUNDHEIT  
*George Bernhard Shaw*

REICHTUM  
DES GEISTES  
ALLEIN VERDIENT ALS  
REICHTUM ZU GELTEN...  
*Arthur Schopenhauer*

VIELLEICHT VERDIRBT  
GELD DEN CHARAKTER.  
AUF KEINEN FALL ABER  
MACHT MANGEL AN  
GELD IHN BESSER  
*John Steinbeck*

<p>EIN WEISER MANN HAT GELD IM KOPF, ABER NICHT IN SEINEM HERZEN <i>Jonathan Swift</i></p>	<p>NUR WER IM WOHLSTAND LEBT, SCHIMPFT AUF IHN <i>Ludwig Marcuse</i></p>	<p>WENN MAN KEIN GELD HAT, DENKT MAN IMMER AN GELD. WENN MAN GELD HAT, DENKT MAN NUR NOCH AN GELD <i>Jean Paul Getty</i></p>	<p>MEIST BELEHRT UNS ERST DER VERLUST ÜBER DEN WERT DER DINGE. <i>Arthur Schopenhauer</i></p>	<p>HEY BOSS, ICH BRAUCH MEHR GELD <i>Gunter Gabriel</i></p>
<p>DENN GELDGIER IST EINE WURZEL ALLEN ÜBELS <i>1. Timotheus 6,10 a</i></p>	<p>GELD MACHT NICHT GLÜCKLICH. ABER WENN MAN UNGLÜCKLICH IST, IST ES SCHÖNER, IN EINEM TAXI ZU WEINEN ALS IN DER BAHN <i>Marcel Reich-Ranicki</i></p>	<p>MIT GELD KANN MAN SICH VIELE FREUNDE KAUFEN, ABER SELTEN IST EINER SEINEN PREIS WERT <i>Josephine Baker</i></p>	<p>DER REICHTUM GLEICHT DEM SEEWASSER: JE MEHR MAN TRINKT, DESTO DURSTIGER WIRD MAN: DASSELBE GILT VOM RUHM <i>Arthur Schopenhauer</i></p>	<p>EIN REGELMÄSSIGES EINKOMMEN ZU HABEN IST BESSER, ALS FASZINIEREND ZU SEIN <i>Oscar Wilde</i></p>
<p>GELD MACHT NICHT GLÜCKLICH, ABER FÜR GLÜCK BEKOMMT MAN NICHTS BEIM METZGER <i>Robert Lembke</i></p>	<p>TATSACHE IST: GELD IST EINE FIKTION. ES IST NICHT WIRKLICH, SONDERN ETWAS, WORAN WIR GLAUBEN <i>Paul Auster</i></p>	<p>IHR KÖNNT NICHT GOTT DIENEN UND DEM MAMMON <i>Matthäus 6,24</i></p>	<p>WENN MAN GENUG GELD HAT, STELLT SICH DER GUTE RUF GANZ VON SELBST EIN <i>Erich Kästner</i></p>	<p>GELD IST BESSER ALS ARMUT – WENN AUCH NUR AUS FINANZIELLEN GRÜNDEN <i>Woody Allen</i></p>
<p>GELD MACHT NICHT KORRUPT – KEIN GELD SCHON EHER <i>Dieter Hildebrandt</i></p>	<p>NICHT DAS GELD, DER NEID REGIERT DIE WELT <i>Curt Goetz</i></p>	<p>DAS SCHWIERIGSTE, WAS ES IN DER WELT ZU VERSTEHEN GILT, IST DIE EINKOMMENSTEUER <i>Albert Einstein</i></p>	<p>WIE WENIG DER MENSCH BEDARF UND WIE LIEB ES IHM WIRD, WENN ER FÜHLT, WIE SEHR ER DAS WENIGE BEDARF <i>Goethe</i></p>	<p>WENN DU DEN WERT DES GELDES KENNENLERNEN WILLST, VERSUCHE, DIR WELCHES ZU BORGEN <i>Benjamin Franklin</i></p>
<p>VIELE MÄNNER SUCHE EINE FRAU MIT GELD. ABER DIE MEISTEN SUCHE GELD MIT FRAU <i>Jeanne Moreau</i></p>	<p>REICH IST, WER WEISS, DASS ER GENUG HAT <i>Laotse</i></p>	<p>ZEIT IST GELDVER- SCHWENDUNG <i>Oscar Wilde</i></p>	<p>DIE PHÖNIZIER HABEN DAS GELD ERFUNDEN – ABER WARUM NUR SO WENIG? <i>Johann Nepomuk Nestroy</i></p>	<p>GELD IST IMMER DA, NUR DIE TASCHEN WECHSELN <i>Gertrude Stein</i></p>
<p>WER VIEL GELD HAT, IST REICH. WER KEINE KRANKHEIT HAT, IST GLÜCKLICH <i>Chinesisches Sprichwort</i></p>	<p>HEUTZUTAGE KENNEN DIE LEUTE VON ALLEM DEN PREIS UND VON GAR NICHTS DEN WERT <i>Oscar Wilde</i></p>	<p>GELD ALLEIN MACHT NICHT GLÜCKLICH. ABER ES GESTATTET IMMER- HIN, AUF ANGENEHME WEISE UNGLÜCKLICH ZU SEIN <i>Jean Marais</i></p>	<p>HESST DU GELD, BÜST DU LEEF, HESST DU NIX, BÜST DU'N SLEEF <i>Friesisches Sprichwort</i></p>	<p>ARM UN RIEK, DE DOOD MAKT GLIEK <i>Friesische Redensart</i></p>



Dienst am Menschen,  
auch im Rentenalter:  
Dem 74-jährigen Arzt  
Dr. Uwe Denker aus Bad  
Segeberg ist es eine  
Herzensangelegenheit,  
Bedürftigen kostenlos  
medizinische Hilfe  
anzubieten

## Anlaufstellen für Menschen in Not Praxis ohne Grenzen und das Zahnmobil

Sie fragen nicht nach Chipkarte, Krankenschein oder Praxisgebühr. Ärzte wie Uwe Denker in Bad Segeberg oder Karin Heimer in Hamburg helfen, wo die Not groß ist. Es sei uferlos, sagen sie

BAD SEGEBERG ► Es ist drei Uhr am Nachmittag, die Tür geht auf, fünf Leute stehen vor der Praxis. Sie treten sich erst einmal den Schnee von den Schuhen. Ein Mann in den Fünfigern, eine jüngere Frau, beide sprechen spanisch. Zwei Frauen gehen eilig durch den Flur ins Wartezimmer. Ein dicker Mann, kariertes Hemd, Igelschnitt, ruft: »Doktor Denker ist doch da, oder?«

Natürlich ist Doktor Uwe Denker da. Es ist Mittwochnachmittag in Bad Segeberg. Seine kleine Praxis im alten Backsteinhaus am Kirchplatz ist jetzt für zwei Stunden geöffnet, seine beiden Arzthelferinnen haben es auch durch Schnee und Glatteis hergeschafft. Es kann losgehen. »Es sind immer Leute da«, sagt der 74-jährige Mediziner. Dann macht er eine kleine Denkpause und sagt: »Es ist uferlos.«

Er ist ein Arzt für besondere Fälle: für Menschen, die nicht krankenversichert sind. Menschen, die

Kompetenz und Sorgfalt bei der Diagnose sind Ehrensache: Auch ohne teure medizinische Geräte kann Dr. Denker seinen Patienten eine gute Versorgung gewährleisten



abgestürzt sind. Menschen, die seit Jahren keine Versicherungsbeiträge mehr gezahlt haben. Menschen, die ratlos und am Ende sind. Flüchtlinge, aus Osteuropa, geflohene Frauen und Menschen, die es in anderen bundesdeutschen Praxen normalerweise nicht ins Behandlungszimmer schaffen. Der kleine dicke Herr im Wartezimmer ist so ein Fall. Wie er heißt, will er nicht sagen. Muss er auch nicht. Auch die Sprechstundenhilfen wollen es nicht wissen. Niemand wird gezwungen, Angaben zu machen. Sie müssen keine Chipkarte und keinen Pass vorweisen, keinen Name und keine Adresse angeben. Nur, wer will, und nur für interne Zwecke. Der Mann schämt sich, aber eigentlich schämt er sich auch nicht. »Was kann ich denn dafür? Ich habe mich immer angestrengt, mir Mühe gegeben.«

#### Keine Beiträge gezahlt

Seine Geschichte geht so: 63 Jahre alt, kleiner Taxiunternehmer aus Norddeutschland. Der Betrieb ging 20 Jahre lang, »gerade mal so«. Gelebt hat er vom Geld seiner Frau. »Die hat Gott sei Dank auch gearbeitet.« Irgendwann lief es immer schlechter. Er legte die Firma still, zahlte seine Beiträge für die private Krankenversicherung nicht mehr. Da war mal was mit den Zähnen, erzählt er. »Habe ich noch so aus eigener Tasche bezahlt.« Irgendwann hatte er 23.000 Euro Schulden bei seiner Krankenkasse. Dann war Schluss. Kein Arzt nahm ihn mehr. Er hörte in der Lokalzeitung von diesem Doktor Denker in Bad Segeberg. Nun sitzt er in dessen Wartezimmer. »Ich fühl mich elend, ich habe psychische Probleme, Doktor Denker muss mir helfen.« Gleich kommt der Mann an die Reihe.

Im Fenster neben der Eingangstür steht ein Schild: »Praxis ohne Grenzen«. Es ist die Idee, es

ist das Altersprojekt des Mediziners. Vor dreißig Jahren wäre Doktor Denker vielleicht für »Ärzte ohne Grenzen« nach Kalkutta gegangen. Jetzt macht er etwas Ähnliches, nur in Schleswig-Holstein.

Er könnte Golf spielen, Rosen oder Rassehühner züchten, Sopransaxofon lernen, verreisen. Oder nichts tun und einfach nur ein Rentner sein, der sein Leben lang gearbeitet hat. Aber das tut er nicht. Uwe Denker, in Kiel aufgewachsen und schließlich nach zwölfjähriger Klinik­tätigkeit in Bad Segeberg als Allgemein- und Kinderarzt niedergelassen, ist ein ruhiger und freundlicher Mann. Er sitzt ganz in Weiß, wie es sich gehört, an seinem von Kollegen gespendeten Schreibtisch neben Arzneischränken, die aus den Beständen eines Bundeswehr-Sanitätskorps stammen, neben Einbauschränken, die ein Möbelhaus ihm günstig verkaufte, in einem Zimmer, das zur evangelischen Kirchengemeinde gehört und nun Praxis ist. »Eigentlich war 2005 Schluss. Ich war 67, meine alte Praxis hat meine Tochter übernommen. Ich wollte aber noch etwas für Leute tun, die sich keine Krankheit leisten können.«

Es dauerte ein bisschen, bis etwas daraus wurde. Zuerst wollte er überschüssige, nicht abgelaufene Medikamente an Kranke verteilen, die zur Bad



Nächstenliebe ohne Wenn und Aber:

Die Gründe für die Mittellosigkeit werden bei Dr. Denker nicht hinterfragt

Segeberger Tafel kommen und sich kostenlos Lebensmittel und eine Mahlzeit abholen. Denker wusste, allein in und um Bad Segeberg gibt es mindestens 50 Familien, die sehr arm sind und Medikamentenhilfe gebrauchen könnten. Aber Pillen und Cremes verteilen, das geht nicht so einfach in Deutschland, musste er lernen.

Vor drei Jahren wurde es dann etwas mit seiner »Praxis ohne Grenzen«. Die Idee kam ihm nachts im Bett. Ein Arztkoffer, Schmerzmittel, Krampfmittel, ein Nahtbesteck, ein Stethoskop, Instrumente für Hals, Nasen, Ohren, ein Zimmer bei der Arbeiterwohlfahrt, zwei Stunden pro Woche – so fing alles an.

Doktor Denker lehnt sich in seinem Sessel zurück. Gleich ist der erste Patient dran. »Ich wollte das nur ein Jahr machen«, sagt er. »Nun habe ich ungefähr dreihundert Patienten. Sie kommen von überall. Und es sind immer mehr Abgestürzte aus der Mittelschicht dabei.«

Denker hat mal eine Rechnung aufgemacht. Sie basiert auf seiner Erfahrung, seinen Beobachtungen: Ein Prozent der Bevölkerung kann sich medizinische Versorgung nicht leisten. In seiner Heimat Schleswig-Holstein seien das etwa 2800 Menschen, in ganz Deutschland 800.000. Grob geschätzt. Er hat seine Zahlen einmal Gesund-

heitsminister Daniel Bahr bei einem Treffen erzählt. »Der meinte nur, ich spinne.«

Und dann kamen die ersten Patienten. Die Sache hatte sich herumgesprochen, Zeitungen im Norden hatten berichtet, Denker war im Internet zu finden.

Seine typischen Patienten? »Der Handwerksmeister, der pleitegegangen ist.« Der habe die Prämie für die Versicherung lange nicht gezahlt, irgendwann steht er bei der Schufa im Register. Kein Geld mehr. Die ärztliche Notversorgung bekäme er überall, sollte er stürzen, sich ein Bein brechen oder einen Herzinfarkt erleiden. »Aber danach«, sagt Denker, »kommt die hohe Krankenhausrechnung, keine Nachbehandlung, keine Reha.«

### Dann kam der Krebs

Ein anderer Fall: Ein Berufssoldat aus Brandenburg. Er konnte nach seinem Ausscheiden aus der Bundeswehr die private Zusatzversicherung für sich und seine Familie nicht bezahlen. Er hatte Krebs und hätte bei 1400 Euro Rente etwa 900 Euro Prämie zahlen müssen.» Der kam hier im Rollstuhl an.« Seine Krebsschmerzen hätten nicht als Notfallsituation gegolten, er sei in Brandenburg nicht mehr behandelt worden. Denker

## Für viele die letzte Rettung: Der Ansturm auf die Praxis ohne Grenzen wird immer größer



organisierte dem Mann einen Platz in einem Hospiz. »Nicht versichert zu sein ist lebensgefährlich«, sagt er.

Er erzählt von einem Grafiker, Mitte vierzig, nie versichert, obwohl es seit 2009 Pflicht ist in Deutschland. 16 Jahre ist er nicht zum Arzt gegangen. Der Mann kam zu ihm, schwere Diabetes, ein Zeh fast abgefault. »Der wäre um ein Haar an einer Blutvergiftung gestorben.«

Uwe Denker will seine Patienten am liebsten schnell wieder loswerden. Der größte Teil seiner Arbeit findet am Telefon statt: Er ruft die Krankenkassen an, denen etliche seiner Patienten Tausende Euros Beiträge schulden. Er versucht Stundungen und Kulanzregelungen auszuhandeln. Er ruft die Bürgerbeauftragte in Schleswig-Holstein an, damit auch sie Druck macht und nach Wegen sucht. Er kontaktiert Kollegen, ob die nicht mal helfen wollen.

Drei Jahre macht er das nun. Er hat ein Netz gesponnen: mit sechs Ärzten, die mit ihm in Bad Segeberg Sprechstunden anbieten, über 70 Kolle-

gen aller Fachrichtungen, Physiotherapeuten sowie Arzthelferinnen, die ihn unterstützen. »Und wir bekommen Spenden.« Vergangene Woche fand er einen Umschlag im Briefkasten. Post aus der Schweiz, anonym, 200 Franken.

An der Wand des Wartezimmers hängt eine bunte Weltkarte. »Ich hatte schon eine Patientin aus der Inneren Mongolei, einen Astronomen aus Kanada, eine schwangere Rumänin, einen Astrologen aus Portugal.« Flüchtlinge kamen zu ihm, aber auch Touristen. »Keine Ahnung, wie die auf mich hier oben kommen.«

Die Zeit drängt, das Wartezimmer ist voll. »Ich bin nicht leicht aufzuregen«, sagt Denker und holt ins Allgemeine aus. »Aber so kann es doch auch nicht weitergehen.« In einem Jahr werde es

neun »Praxen ohne Grenzen« in Schleswig-Holstein geben. Die Diakonie habe sich eingeschaltet, es gebe genug Kollegen, die es ihm in ihrer Freizeit gleichtun wollen. »Aber eigentlich ist das nicht die Lösung. Wir leben doch in einem reichen Land. Da müssen doch eine Grundversorgung und normale Kassenleistungen für jeden möglich sein.«

Es klopft an der Tür. Eine Sache sagt Denker noch: »Wir haben überhaupt nicht über Zähne geredet. Da ist es fast noch schlimmer.« Und dann wiederholt er, was er zu Beginn schon einmal sagte: »Es ist uferlos.« Der Taxifahrer tritt ins Sprechzimmer.

**HAMBURG** ► Die Zähne. Georgi Gogov hat gerade einen verloren. Der junge Mann hockt auf der Bordsteinkante neben dem Zahnmobil der Caritas in Hamburg-Sankt Pauli vor dem Obdachlosentreff »Alimaus« und spuckt Blut in den Schnee. Im Wagen steht Ärztin Karin Heimer neben dem Behandlungsstuhl. Sie hat vor ein paar Minuten den völlig kaputten Backenzahn gezogen. Der

Fahrer des Mobils hat gerade Nummern an die Wartenden verteilt. Im Schnee stapfen acht junge Bulgaren frierend auf der Stelle. »So war das alles eigentlich nicht gedacht«, sagt Zahnärztin Heimer, als sie nach draußen blickt. Aber was soll sie tun? Mitte der Neunzigerjahre hatte die Caritas den ambulanten Notdienst erfunden. Für die Obdachlosen in der Hafenstadt. Es gibt solche Dienste in fast allen deutschen Großstädten. In Hamburg leben etwa 1250 Obdachlose. Die Stadt hat ihr Anti-Erfrierungsprogramm gestartet und zusätzliche Übernachtungsplätze eingerichtet. Das Haus in der Spaldingstraße beim Hauptbahnhof hat 160 Betten. 95 Prozent seien von Bulgaren und Rumänen belegt, heißt es bei der Caritas. Es sind junge Leute ohne Arbeit und Aussichten, die ihr Land verlassen haben. In Hamburg wollen sie so billig wie möglich wohnen, irgendwo schwarz arbeiten und den kostenlosen Arztservice und die Kleiderkammer nutzen. Karin Heimer ist seit 35 Jahren Zahnärztin. Sie hat eine Praxis im Stadtteil Dulsberg. Wenn sie frei hat, arbeitet sie unentgeltlich im Zahnmobil. »Eine seltsame Welt«, sagt sie. Reiche Deutsche fahren nach Bulgarien, um sich am Schwarzen Meer in Zahnkliniken billig Gebisse anfertigen zu lassen. Arme Bulgaren tauchen in Hamburg auf, um sich umsonst ihre kaputten Zähne richten zu lassen.



Monika kommt in den Wagen. Sie hat Angst, spricht kaum Deutsch. Ihr Backenzahn ist so gut wie hin. Fast alle, die kommen, haben furchtbare Zahnschmerzen. Es geht ruckzuck, meistens wird der Zahn gezogen, weil er irreparabel ist. Doktor Heimer versucht bei Monika eine provisorische Wurzelbehandlung. Alles geht schnell, eine Spritze, ein bisschen Warten, dann Bohren. Monika krümmt sich im Behandlungsstuhl: »Mehr Spritze!« Draußen steht ihr Mann Marin, 32 Jahre alt, aus Sliven, gelernter Zimmermann. Jetzt sind beide mit ihrer kleinen Tochter in Hamburg. Er jobbt bei einer Reinigungsfirma für 6,50 Euro. Zu einem normalen Zahnarzt gehen sie nicht. »Nichts Krankenkasse, hier besser, hier umsonst«, sagt Marin.

Monika ist fertig, das Ganze hat gerade einmal eine Viertelstunde gedauert. »Sie wird wiederkommen«, sagt Ärztin Heimer.

### Kaputte Plombe



Die Nächste ist Antoaneta, auch eine Bulgarin, Mitte 30, sie hat oben einen kaputten Zahn. Er darf aber nicht raus, er hält die Prothese. »Was ist

Für viele ein Horror,  
aber: Schön, wenn der Schmerz nachlässt

## Rettung naht: die erste rollende Zahnarztpraxis in Hamburg



Plombe?«, fragt die Frau. Doktor Heimer gibt ihr eine Spritze. »Ganz ruhig«, sagt sie. Dann bohrt sie. Vor dem Wagen steht Fahrer Matthias Trench. Er teilt die Nummern aus, er passt auf, wenn »Kunden« renitent werden. »Alles schon dagewesen«, sagt er. »Heute sind echt wenige hier. Liegt wohl daran, dass der FC St. Pauli jetzt kostenlos Essen ausgibt.«

Irgendwie habe sich das mit dem Hamburger Zahnmobil im Internet rumgesprochen, meint er. In Rumänien, in Bulgarien, in der Ukraine, in Russland. Manche würden zu sechst in einem Kleintransporter leben, irgendwo in Hamburg arbeiten. »Was weiß denn ich.«

Die Tür springt auf, Doktor Heimer ist fertig. Antoaneta wankt leicht benommen aus dem Wagen.

Ein Mann setzt sich auf den Behandlungsstuhl. Er schweigt und macht einfach den Mund auf. Doktor Heimer blickt kurz hinein.

»Tupfer, den scharfen Löffel, für den Notfall etwas zum Teilen der Wurzel.« Der Mann versteht kein Wort. Vielleicht ist das ganz gut so. Draußen stehen jetzt noch mehr Patienten aus Bulgarien. Fahrer Trench wird wohl einige wegschicken müssen. Doktor Heimer blickt kurz nach draußen auf die Wartenden. Dann sagt sie dasselbe wie ihr Kollege in Bad Segeberg: »Es ist uferlos.«

[Bernhard Honnigfort]

### PRAXIS OHNE GRENZEN

Kirchplatz 2 | 23795 Bad Segeberg

Telefon 04551 / 95 50 27

[www.praxisohnegrenzen.de](http://www.praxisohnegrenzen.de)

Sprechstunde: mittwochs 15-17 Uhr

### CARITAS ZAHNMobil

Seewartenstr. 10 | 20459 Hamburg

Telefon 0174/ 183 44 67

[www.zahnmobil.de](http://www.zahnmobil.de)

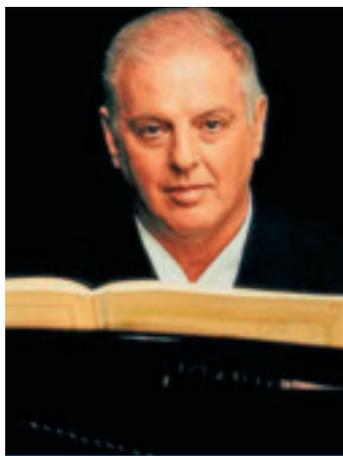


Not sehen und handeln –  
unabhängig von  
Nationalität, Konfession  
und Weltanschauung

# Von wegen Ruhestand!

Seine sonore Stimme nimmt einen sofort gefangen: Helge Adolphsen, Jg. 1940, einer der prominentesten Kirchenmänner Norddeutschlands, war 18 Jahre lang Hauptpastor am Hamburger Michel und ist bis heute (auch als Autor) unermüdlich im Einsatz. 1995 war er Mitbegründer des Vereins New Generation, einer gemeinnützigen Einrichtung für Menschen ab 50. Deren Überzeugung, Altern als Chance – nicht als Defizit – zu begreifen, spricht Adolphsen aus der Seele. Und er tut, was er kann, um diese Sicht aufs Leben zu vermitteln.

## Helge Adolphsen



## Daniel Barenboim

Grandioser Pianist, Dirigent und Weltverbesserer: Daniel Barenboim, Jg. 1942, argentinisch-israelisch-spanisch-palästinensischer Staatsbürger, wird mit jedem Jahr besser und populärer. 2011 verlängerte er seinen Vertrag als Generalmusikdirektor der Staatsoper Unter den Linden um weitere zehn Jahre! Der Friedensbotschafter der UNO versucht zeit seines Lebens, politische Ressentiments mit künstlerischen Mitteln zu überwinden. 1999 gründete er das West-Eastern Divan Orchestra, 2012 anlässlich seines 70. Geburtstags eine Akademie für Nachwuchsmusiker aus dem Nahen Osten.

Agil, engagiert, verantwortungsbewusst: Der ehemalige Bremer Bürgermeister, Jg. 1938, ist nach dem Ende der Berufstätigkeit genauso aktiv wie zuvor. Henning Scherf, der mit seiner Frau in einer Haus-Wohngemeinschaft lebt, ist gefragter Talk-Teilnehmer, hat diverse Ehrenämter (Schirmherr der Hilfsorganisation Help-Age Deutschland, die sich weltweit für alte Menschen einsetzt, Pate des Kinderhospizes Bethel etc.) und plädiert für bewusste Gestaltung des Alters. (Buch: »Grau ist bunt – was im Alter möglich ist«)

## Henning Scherf



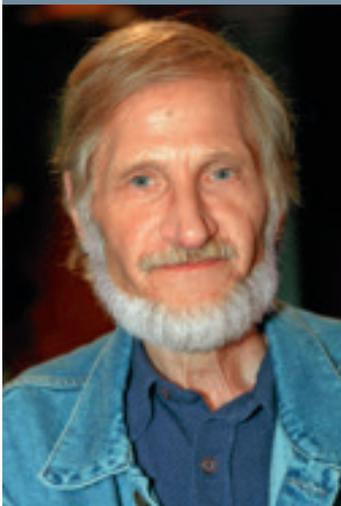
## Mario Adorf

Bis heute eine saalfüllende Bühnenpräsenz: Der Schauspieler Mario Adorf, Jg. 1930, kann es nicht lassen und begeistert das Publikum Jahr um Jahr mit neuen Filmen, in denen er wahlweise den rau-beinigen Ganoven, den ausgefuchtesten Mafioso oder den mächtigen Patriarchen mimt. Allein nach seinem 65. Lebensjahr hat er noch über 30 Filme gedreht, u. a. Der Schattenmann (1996), Rossini – oder die mörderische Frage, wer mit wem schlief (1997), Die Affäre Semmeling (2002), Rosa Roth – Der Tag wird kommen (2007), Der letzte Patriarch (2010), Die Libelle und das Nashorn (2012).

**Wer rastet, der rostet** Die Zahl derer, die ihr Rentnerdasein nicht als Ruhestand betrachten, wächst stetig. Und damit sind nicht die vielen mobilen älteren Herrschaften gemeint, die regelmäßig an teuren Kreuzfahrten teilnehmen. Ob Leih-Oma, Jugendtrainer im Sportverein, Chorleiterin oder ehrenamtlicher Kassenwart: Es gibt unendlich viele Möglichkeiten, sich auch nach dem Ende der Berufstätigkeit noch nützlich zu machen und nicht nur auf die faule Haut zu legen. Hier einige wenige Beispiele von prominenten Menschen im Rentenalter, die sich nicht alimentieren lassen, sondern ihr Leben aktiv gestalten und damit auch noch – zumindest teilweise – ganz regulär Geld verdienen.

Unerschrocken, zupackend und immer an den Brennpunkten der Welt: Der Journalist, Gründer der Organisation Cap Anamur/Deutsche Notärzte e. V. und Vorsitzender des Friedenskorps Grünhelme e. V. erhebt auch im Alter von knapp 74 die Stimme: Anfang des Jahres 2013 war Rupert Neudeck, Jg. 1939, im Norden Syriens unterwegs und hat auf die dort herrschenden grauenhaften Zustände im vom Bürgerkrieg gebeutelten Land hingewiesen und an den Westen appelliert, dringend benötigte Hilfsmittel zur Verfügung zu stellen.

Rupert Neudeck



Annemarie Dose

Mit 84 in den Ruhestand: Annemarie Dose, Jg. 1929, stand mit Mitte 60, kurz nach dem Tod ihres Mannes, vor der Frage, was sie mit dem Rest ihres Lebens machen sollte. Die Idee: überschüssige Lebensmittel an Bedürftige weitergeben. 1994 gründete sie die Hamburger Tafel, die heute Woche für Woche über 20.000 Menschen mit Nahrungsmitteln versorgt. Zusammen mit über 100 ehrenamtlichen Mitarbeitern hilft Annemarie Dose Tag für Tag bei der Organisation. Erst Ende letzten Jahres hat sie – nach sage und schreibe 18 Jahren – den Vorsitz abgegeben.

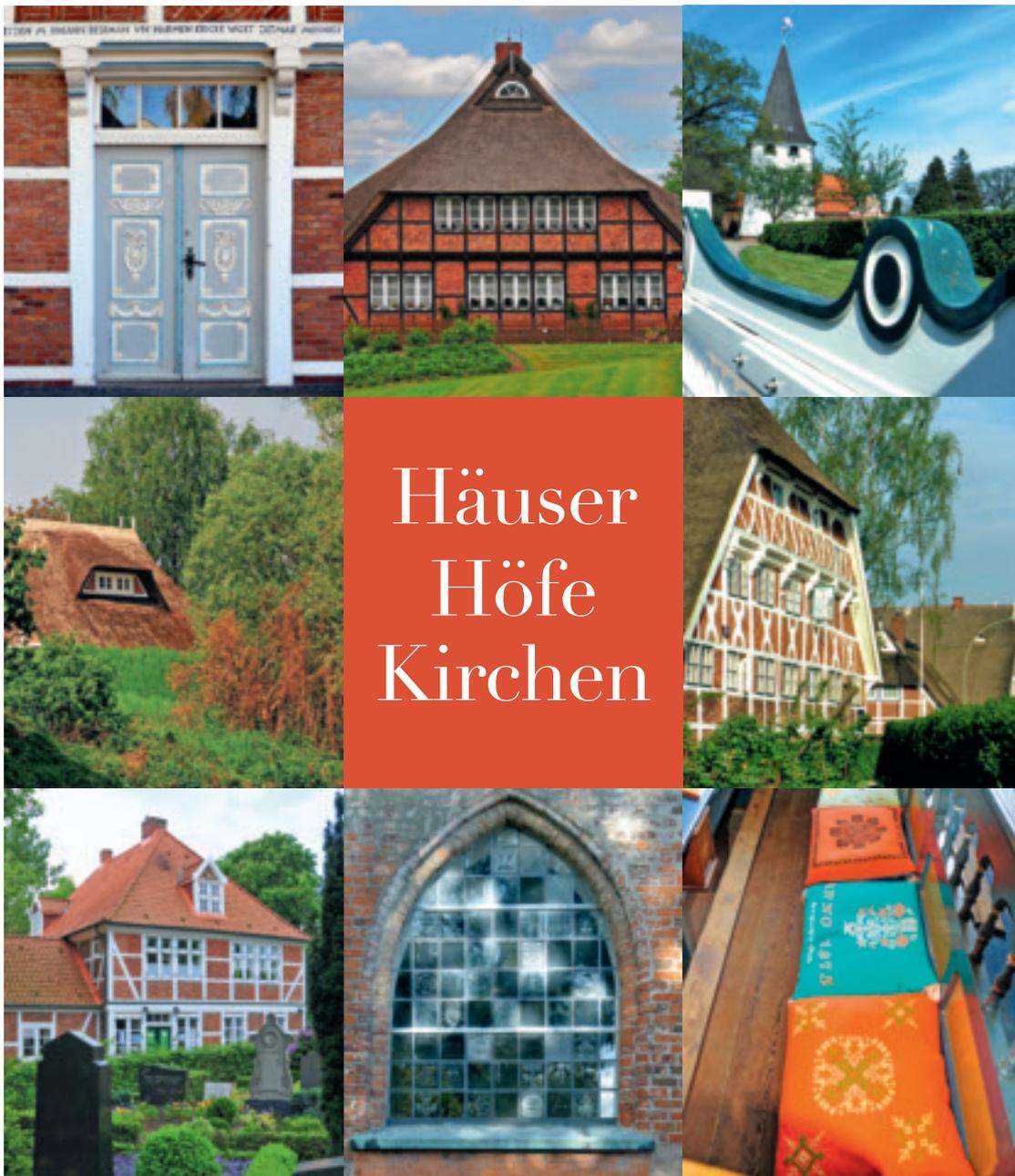
Ketterrauchend und rhetorisch brillant: Der ehemalige Bundeskanzler und SPD-Politiker Helmut Schmidt, Jg. 1918, ist ein Phänomen. Selbst mit über 90 sucht er immer wieder die Öffentlichkeit, mischt sich ein in gesellschaftlich relevante Themen und bezieht Stellung – bei Talkshows, Vorträgen oder mittels Büchern und Artikeln. Seit 1983 (als er schon 65 Jahre alt war,) ist er Mitherausgeber der Wochenzeitung DIE ZEIT, in der er sich mit kritischen Beiträgen oft zu Wort meldet.

Helmut Schmidt



Karl Lagerfeld

Weiß gepuderter Zopf, dunkle Sonnenbrille, halboffene Autofahrer-Handschuhe und Vatermörder-Hemdskragen: Der exzentrische Modeschöpfer Karl Lagerfeld, Jg. 1933, gehört seit über 50 Jahren zu den Paradiesvögeln der Szene. Mit seinen Entwürfen bescherte er großen Couture-Häusern wie Chanel, Chloé und Fendi immense Erfolge. Und noch heute, mit bald 80, arbeitet Lagerfeld, der im Übrigen vier Sprachen spricht, wie besessen und entwirft mehrere Kollektionen im Jahr. Ein vielbelesener Workaholic, für den ein Leben ohne Beruf unvorstellbar ist.



# Häuser Höfe Kirchen

Wohlstand und Tradition im Einklang: Große, liebevoll gepflegte Bauern- und Fachwerkhäuser weisen die Vier- und Marschlande bis heute als alte Kulturlandschaft aus.

Auch die kleinen Landkirchen mit ihren prachtvollen Schnitzereien, einzigartigen Hutständern für die Honoratioren und ihrem meist separat stehenden Glockenturm laden ein zum genaueren Hinsehen und Staunen.



# Hinter dem Deich:



# Der Garten Hamburgs

► Zur großen Elbe mit ihren beiden Flussläufen Gose-Elbe und Dove-Elbe gesellt sich seit Langem schon ein ganz entscheidender »Deich« für die Vier- und Marschlande: Es ist die ab Moorfleet Richtung Geesthacht verlaufende A25. Bis an die Autobahn heran drängen sich Speditionsfirmen, Logistikzentren, XXL-Möbelhäuser und Baumärkte mit den riesigen Parkflächen und Zubringerstraßen. Aber gleich hinter der Brücke über die A1 hört all das sofort auf. Schon an der Tatenberger Schleuse setzt die Überraschung ein, dass es eine so wunderbar stadtferne Landschaft in Sichtweite zum Fernsehturm in dieser Metropolregion Hamburg überhaupt noch gibt. Wo waren und sind die Immobilienmakler? Hier sind sie sichtbar nicht.

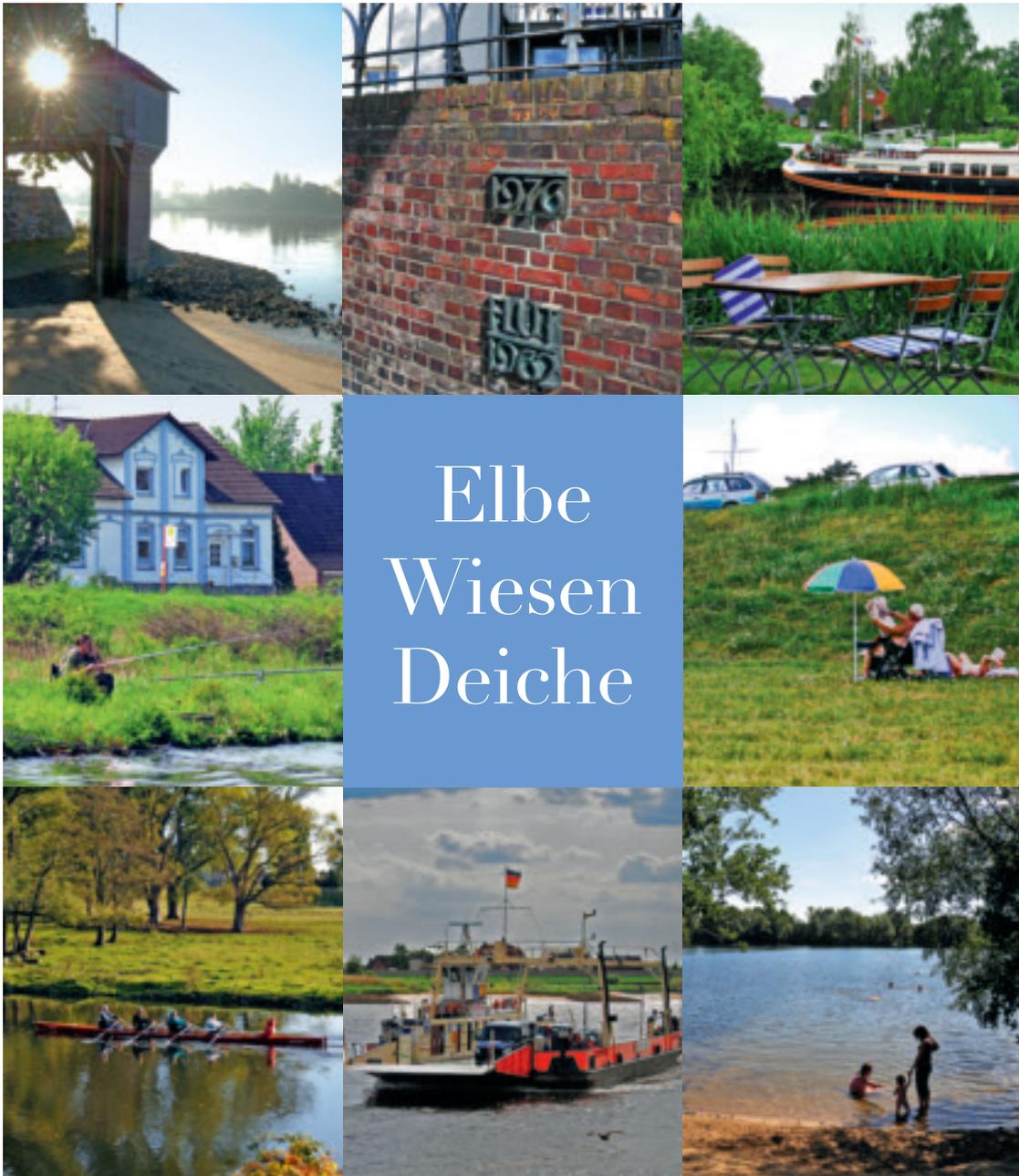
Was fehlt noch? Hoch- und Tiefgaragen, Fitnesscenter, Tennisanlagen, Bürotürme, Einkaufszentren, Großmärkte jeder Art (auch Lidl und Aldi), Wohnsiedlungen und leuchtende Litfass-Säulen. Aber: ein »Gartenmarkt« ist hier überall, rund um fast jedes Haus und jeden Hof. Selbst ein Campingplatz, ein Badestrand oder ein Yachthafen ordnet sich ein unter das Gebot, nicht großartig aufzufallen, denn die Marschenlandschaft selbst ist die Attraktion. Sehenswürdigkeiten sind zahlreich. Zuerst erwähnt seien die au-



ßergewöhnlich reich inszenierten und dekorierten Landkirchen, von denen die der Vierlande zu den wahren Kunstschatzen der Region gehören. Weiter sind es die »Reitbrooker Mühle«, die »Riepenburger Mühle«, das »Rieckhaus«, das Naturschutzgebiet »Die Reit«, der Zollenspieker, die Regattastrecke der Dove-Elbe, der Hohendeicher See, die großen Höfe wie »Hof Eggers« oder auch – als jährliche Sommergäste – die Störche.

In dieser über 800 Jahre alten Kulturlandschaft schert man sich nicht so sehr um die Moderne, sondern pflegt aus Überzeugung eigene Traditionen und vor allen Dingen das Miteinander im Vereinsleben. Allein schon die Namen und Bezeichnungen scheinen aus einer anderen Zeit zu stammen: Grote Stegel, Foortstegel, Freegen Achter de Wisch, Achterschlag, Op den Hoogen, Hower Brack, Kiebitzdeich, Auf dem Sülzbrack, Durchdeich, Ochsenwerder, Oortkaten, Auf der Böge, Schleusenhörn, Hitscherberg, Kückenbrack, Lüttwetter, Wraust, Warwisch, oder Fersenweg. Etwas hochdeutscher: Vierländer Ewer, Vierlandria, Gambrius, De Latuecht, Toch, Speeldeel oder Pfeifenclub Gemütlichkeit. Und ganz häufig: Putfarken, Reimers, Timmann, Albers, Wulff, Rieck, Burmester, Lütten, Garbers, Harden oder Eggers.





# Elbe Wiesen Deiche

Den Fernsehturm in Sichtweite und dennoch in einer ganz anderen Welt: Die Elbe, die auch in den Vier- und Marschlanden noch den Gesetzen von Ebbe und Flut folgt, ist eine Augenweide und selbst ohne geschäftigen Hafen faszinierend. Sei's beim Relaxen, Angeln, Rudern, Baden – oder auch beim Zollenspieker Fährhaus, wo die Fähre ganz gemütlich nach Niedersachsen übersetzt.



Straßen-, Vereins- und Familiennamen bezeugen nicht nur Originalität, sie stehen auch für ein ausgeprägtes Selbstbewusstsein. Prangt auf dem Schild eines Marktbeschickers »Eggers/Vierlande«, so steht die gesamte zu verkaufende Ware unter dem Siegel der Frische und der Qualität – und Plattdütsch wird auch noch oft gesprochen. Vierländer Blumen, Vierländer Gemüse, Vierländer Butterkuchen oder die Vierländer Ente sind ebenso bekannt wie die Vierländer Trachten. Im Hamburger Rathaus gibt es die auch Laube genannte Ratsstube-, das »Allerheiligste«. Hier zeigt sich auf Wandfliesen gemalt die Ansicht des Bergedorfer Schlosses, und ein Fenster ist geschmückt mit dem farbenfrohen Bild des Elbdorfs Altengamme.

Die beste Art der Fortbewegung in den Vier- und Marschlanden ist die mit dem Fahrrad. Besonders geeignet ist der Marschbahndamm, der von Altengamme bis Moorfleet auf einer Länge von über 30 Kilometern parallel zur Elbe verläuft – ein fast autofreies Fahrvergnügen auf der Trasse einer ehemaligen Kleinbahn zwischen Feldern, Beeten, Bracks, Windrädern und Treibhäusern. Die flachen Marschen erlauben eine weite Sicht über ausgedehnte Wiesen, Deiche mit Häusern wie auf einer Perlen-



kette und schnurgerade Wassergräben mit gelegentlich kleinen Schleusenanlagen. Und ganz weit hinten am Horizont verläuft immer gut sichtbar der bewaldete Geesthang von Bergedorf mit der silbern glänzenden Kuppel der Sternwarte über Escheburg bis nach Geesthacht. Nicht immer sichtbar ist die Elbe, aber ahnen kann man das Wasser überall. Die Weiden, die Bracks, die Schilfflächen oder die Auen sind Naturerlebnisse der besonderen Art. Hier befindet sich ein Kleinod und Naherholungsgebiet innerhalb der Hamburger Stadtgrenzen – welch ein Privileg in einer »wachsenden Metropole«.

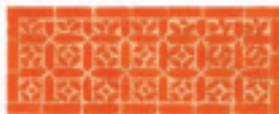
Wenn auch mit mehr Achtsamkeit wegen der schmalen und sehr kurvigen Deiche, so lohnt doch – ebenfalls mit dem Rad – die Besichtigungstour entlang des Neuengammer Hausdeichs von der Kirche St. Johannis bis zum Kirchwerder Landweg und zurück über den Curslacker Deich zum alten Bahnhof. So fährt man zu beiden Seiten der Dove-Elbe mit wunderbaren Ausblicken auf die oft bis ans Wasser reichenden Gärten.

Apropos Gärten: Der Stolz, aber auch der Wohlstand der Vier- und Marschländer offenbart sich auch noch heute in der Architektur der Häuser und deren Lage an, unter und hinter den Deichen.





Das größte zusammenhängende Blumenanbaugebiet Deutschlands: Mit Beginn des Frühlings verwandeln sich die Vier- und Marschlande in ein einziges Blütenmeer. Die historischen Trachten der Bewohner werden nur noch an Festtagen (zur Schau) getragen. Dafür stehen die Chancen in den warmen Monaten gut, in diesem wenig besiedelten Gebiet einen Storch zu entdecken.



Das Wohlbefinden und die heimatliche Verbundenheit sowie die Zugehörigkeit zur Deichnachbarschaft und zum Ort werden durch die überall sehr schönen, gepflegten, farbenfrohen und sachverständig angelegten Gärten vor und hinter dem Haus deutlich. Welch eine Pracht bietet sich hier im Frühjahr: Kaum ein Haus, welches nicht so üppig geschmückt diese lang herbeigesehnte Jahreszeit begrüßt. Im »Ensemble« am Deich ist hier eine Fahrt zwischen den Gärten eine Augenweide – gerade so, als hätten alle Bewohner einen vergleichbaren Geschmack und Sinn für die schöne Gestaltung ihrer Heimat. Zeigen, was man hat – hier sind die Vierländer Blumen erst richtig schön. Hinterm Deich ist es natürlich deshalb so lebenswert, weil dahinter die große Elbe fließt. Ohne Frage ist der Anblick der »richtigen« Elbe der Höhepunkt einer Tour durch diese alte Kulturlandschaft. Am Zollenspieker Fährhaus hat der Blick in beide Richtungen etwas zu bieten, der Fluss windet sich hier elegant am Zollenspieker Hauptdeich, und die Frachtschiffe sind lange Zeit in Sichtweite. Die gute alte Fähre nach Hoopte – jetzt »Erlebnis-Reederei« – quert alle 10 Minuten für 1,50 Euro pro Person den Strom. An dieser Flussmarkierung ist



immer »Besuchszeit«, Motorradfahrer treffen sich seit jeher. Die Oberelbe bietet hier einen prachtvollen Anblick. Einzig der Hotelneubau des Zollenspieker Fährhauses hebt sich unangenehm wichtig wie störend vom Deichpanorama ab, hier geht es um Wellness, Beauty, Events, Highlights, Ambiente usw., all das, was städtisches Angebot ausmacht. Das Hotel ist – eben steht es mit viel Beton errichtet auf dem eigentlich naturgeschützten Deich – dennoch Mitglied der UmweltPartnerschaft, wegen der Energiesparmaßnahmen. Das verstehe, wer will. Einen ganz anderen Elbblick in den Marschlanden gibt es in der Höhe des Spadenländer Hauptdeiches. Hier, an dem sogenannten »Gemüsegarten hinterm Deich«, wird und wirkt die Elbe bereits rauer Richtung Nordsee. Ausspannen, abschalten und auftanken – heute »chillen« – geht in den Vier- und Marschlanden so einfach wie immer. Klemmen Sie sich eine Wolldecke und ein Buch unter den Arm, suchen Sie sich ein ruhiges halbschattiges Plätzchen am Wiesenrand oder am Deich, und die Stadt hat Pause. Dieses sommerliche Arrangement gibt es kostenlos und muss weder angemeldet noch vorbestellt werden. Es braucht nur den Sinn für das Einfache. [PA]





**PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG**

*In Gemeinschaft leben. Seit 1619*



► PFLEGEN & WOHNEN FARMSSEN ist ein beliebter Treffpunkt für alle Generationen und seit nunmehr drei Jahren ein Ort der Begegnung für Jung und Alt. Das Konzept »Alt und Jung gemeinsam«, ein Kooperationsprojekt zwischen Kindertagesstätten und Senioreneinrichtungen von PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG, wird hier tagtäglich gelebt. Im modernen Mittelteil der historischen Anlage, die sich inmitten eines herrschaftlichen Parkgeländes befindet, ist eine Kindertagesstätte des Trägers WABE e.V. mit 150 Plätzen integriert, die den Bewohnern unserer Pflegeeinrichtung neue Impulse gibt. So auch im Sommer, wenn Kita-Kinder und Senioren die Sonnenstrahlen genießen und den Park mit seinen hohen, schattenspendenden Bäumen für gemeinsame Spiele nutzen können. Ob unterschiedliche Ballspiele, Boccia oder Ringe werfen: Alle sind mit Begeisterung dabei, niemand ist allein, und jeder macht, was er kann – und sei's nur anfeuern. Schöner Nebeneffekt: Hierbei lernen alle voneinander: Die Kinder lernen Rücksichtnahme auf die Älteren, die nicht mehr ganz so beweglich sind, die Senioren erfreuen sich an neuen Spielen und haben ihren Spaß an dem kunterbunten Treiben. Von wegen »Ruhestand«!

## Alt und Jung gemeinsam: Spiel und Spaß unter hohen Bäumen



## Thomas Flotow: »Mut zur Wahrheit«

► Thomas Flotow (49) ist Personalleiter und Prokurist bei PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG. Der Diplom-Pflegewirt ist seit 1995 im Unternehmen tätig. Er war daran beteiligt, den damaligen Landesbetrieb in eine Anstalt öffentlichen Rechts umzuwandeln und zeitgemäßen wirtschaftlichen Anforderungen anzupassen. Dazu gehörte auch der schmerzliche Prozess, die Belegschaft des Unternehmens bis 2005 von 5500 auf 2100 Personen zu reduzieren, wobei Entlassungen vermieden wurden. Den Verkauf des Unternehmens an die jetzigen Gesellschafter begleitete Thomas Flotow von Anfang an. »Ich habe den Wandel des Unternehmens mitgestaltet, weil ich an seine Zukunft glaube«, sagt er. »Jetzt sind wir auf einem guten Weg.«

Thomas Flotow hat unverkennbar eine Leidenschaft für große, schwere Maschinen. Davon zeugt eine kleine Sammlung von Modellen landwirtschaftlicher Fahrzeuge in seinem Büro: Trecker, Heuwender und Mähdrescher stehen im Miniformat neben Familienfotos und Geschäftsunterlagen. Auch das Modell eines alten VW-Busses ist dabei, »pflegen & wohnen« steht darauf. »Das war vor 18 Jahren ein Geschenk von ehemaligen Kollegen aus Anlass meines Wechsels zu PFLEGEN & WOHNEN«, erläutert der Besitzer nicht ohne Stolz. Als Fahrer eines »richtigen« Busses begleitet er gelegentlich auch Ausfahrten mit den Bewohnerinnen und Bewohnern von PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG. Aber sein eigentlicher Auftrag im Unternehmen gilt den Mitarbeiterinnen und Mit-





arbeitern – und damit auch betriebswirtschaftlichen Belangen.

Gerade im Bereich Pflege empfinden viele Menschen das Thema Geld als besonders heikel: Natürlich möchten wir im Bedarfsfall alle für unsere Angehörigen und uns selbst die bestmögliche Pflege, aber wollen – und können – wir uns das überhaupt leisten? Thomas Flotow zählt auf, aus welchen Positionen sich die Heimkosten zusammensetzen: Investitionskosten (ähnlich der Nettokaltmiete in einer Wohnung), Unterkunft und

Verpflegung (u. a. die Betriebskosten des Hauses, Reinigung, Wäsche) sowie der Pflegesatz. Für Letzteren kommt, zu Teilen und gestaffelt nach der Pflegestufe, die Pflegekasse auf. Für den einzelnen Bewohner verbleiben im Allgemeinen Kosten zwischen 1800 und 2500 Euro monatlich. Wer sich das, zum Beispiel wegen einer geringen Rente, nicht leisten kann, kann mit Zuschüssen vom Sozialamt rechnen, muss aber vorher alle vorhandenen Vermögenswerte aufbrauchen. Auch wenn das mühsam Ersparte eigentlich »für die Enkel« ge-





Nicht nur an der Finkenau, auch in allen anderen Häusern von PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG finden die Mitarbeiter und Auszubildenden ein angenehmes Arbeitsumfeld



dacht war. Eine bittere Erfahrung am Lebensende. »Kommt es denn vor, dass Menschen ausziehen müssen, wenn, zum Beispiel wegen der Neubauten, der Investitionskostensatz angehoben werden muss?« »Nur ganz selten«, sagt Thomas Flotow, »und wenn doch, dann findet sich meist eine Lösung in einem anderen Haus von PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG. Im Übrigen haben wir immerhin 55% Selbstzahler, also Bewohner, die ihren Kostenanteil allein bezahlen.«

Er plädiert dafür, dass sich Gesellschaft und Politik stärker mit diesem Thema auseinandersetzen müssen. »Die Pflegeversicherung bietet leider nur eine Teilkasko-Lösung. Gute Pflege kostet aber nun einmal Geld, und individuelle Lösungen werden auf die Dauer nicht ausreichen, um allen Bedürfnissen in dieser Hinsicht gerecht zu werden.«



Um weiterhin gute Lösungen in der Pflege anbieten zu können, ist Thomas Flotow die Personalfrage besonders wichtig. »Der Pflegeberuf hat immer noch ein viel zu schlechtes Image. In anderen europäischen Ländern hat man das dadurch geändert, dass der Beruf durch eine akademische Ausbildung aufgewertet wurde. Das hat dort auch zu einer Bezahlung geführt, die teilweise besser ist als bei uns. Wobei ich hinzufügen muss, dass es auch bei uns gute Verdienstmöglichkeiten in der Pflege gibt.«



## »Unsere Mitarbeiter sind das größte Kapital im Unternehmen«



sich innerhalb des Unternehmens weiter zu entwickeln. Alle sind aufgefordert, ihre Tätigkeit und ihre Arbeitsabläufe mit zu gestalten.« Das Jahresmotto für 2013, »Motivation und Teamgeist«, zielt genau in diese Richtung. Im Februar wurde es auf einer großen Veranstaltung präsentiert, zu der die Beschäftigten und externe Gäste eingeladen wurden. Thomas Flotow: »Unsere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind das größte Kapital im Unternehmen. Wir möchten erreichen, dass sie weiter mit Begeisterung und Motivation bei der Arbeit sind. Und dass sie stolz darauf sind, bei uns zu arbeiten.«

Hinzu kommt, dass aufgrund der demografischen Entwicklung mittlerweile schon vor der Berufsausbildung zwischen den Unternehmen aller Branchen ein Wettbewerb um die jungen Menschen eingesetzt hat. Es ist absehbar, dass mittelfristig nicht alle benötigten Arbeitsplätze in der Pflege besetzt werden können. »Darum wenden wir uns auch gezielt ans Ausland, nach Tunesien«, erläutert Thomas Flotow. »Es wäre ein Gewinn für alle Seiten, wenn wir jungen Leuten von dort eine Berufsausbildung geben könnten und sie dafür zumindest eine Zeitlang bei uns bleiben.«

Darüber hinaus ist es ihm aber auch wichtig, für das bestehende Personal ein attraktives Arbeitsumfeld zu bieten. »Hier wird jeden Tag hoch notwendige und daher sinnstiftende Arbeit geleistet, und dafür gebührt unseren Mitarbeitern Respekt und Wertschätzung. Wir haben hier sehr transparente Strukturen und bieten viele Möglichkeiten,

### WAS KOSTET PFLEGE?

Hier ein Beispiel für die Pflegestufe 2 in einem Einzelzimmer eines vor kurzem sanierten Hauses

### PFLEGEN & WOHNEN HEIMFELD

Pflegestufe 2	Einzelzimmer
Pflegesatz	1.848,93 €
Unterkunft und Verpflegung	670,15 €
Investitionskosten	494,32 €
gesamt	3.013,40 €
abzügl. Leistung der Pflegekasse	1.279,00 €
Eigenanteil	1.734,40 €





Es kommt darauf an,  
die Stärken des Alters zu erkennen  
und auch zu nutzen.

Was bedeutet das in der Praxis?

► Wir haben in der Gesellschaft heute eine überwiegend defizitorientierte Darstellung und Beschreibung von Älterwerden und Alter. Dies ist gesellschaftspolitisch, aber auch volkswirtschaftlich verfehlt. Ein alter Mensch ist kein »aliud«, sondern ein (junger) Mensch in einer späteren Lebensphase. Altwerden oder Altsein ist nicht in erster Linie eine Frage von Mehrkosten, sondern von veränderter Ressourcennutzung. Und schon gar nicht eine Frage von Bewertung oder gar Wertigkeit. Jugend hat den Wert der Dynamik, der Energie. Alter besitzt den hohen Wert der Erfahrung, der Reife, oftmals der Gelassenheit. Die Stärken des Alters zu erkennen heißt, die altersbedingten Ressourcen besser als bisher zu erkennen, diese verstärkt zu fördern, einzubringen und einzubinden – in alle wesentlichen Prozesse des Denkens, der Arbeit wie unserer Gesellschaft. Schließlich wird unsere ganze Gesellschaft immer älter, nimmt folglich die Bedeutung der altersgetragenen Ressourcen stetig zu. Und Stärken des Alters zu erkennen heißt letztlich auch, Alter nicht auf Demenz, Pflegebedürftigkeit und Sterben zu reduzieren. Alter kann viel mehr mit Lebensglück, Lebensfreude und Lebenszufriedenheit zu tun haben, als die Jungen denken!



Immer mehr Ältere im Ruhestand  
stehen einer kleiner werdenden Gruppe  
jüngerer Erwerbstätiger gegenüber.

Wie kann das funktionieren?

► Ganz ehrlich: Es funktioniert bereits heute nicht mehr, das wirtschaftliche Generationenmodell der Sozialversicherungen. Die grundsätzlich gute Idee der Generationen-Solidarität hat sich bereits bei ihrem Start vor gut 60 Jahren der Erkenntnis verschlossen, dass unsere Gesellschaft statistisch gesehen bereits seit 1930 immer älter wird – und das auf unabsehbare Zeit. Aus dem Grundsatz »Die Jungen für die Alten« muss die Erkenntnis werden »Die Jungen und die Alten«. Oder, wie wir es bei PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG nennen: »Jung und Alt gemeinsam«! Grundsatz des Miteinanders muss dabei die Eigenverantwortlichkeit eines Jeden sein. Gesamtverantwortlichkeit und Versorgung »des Staates« können diese nicht ersetzen. Im Rahmen der Eigenverantwortlichkeit ist zu berücksichtigen, welche Möglichkeiten – altersunabhängig – der Einzelne hat. Diese hat er nicht nur für Konsum, sondern verstärkt auch für Arbeit, Selbstsorge und Vorsorge entsprechend einzubringen. Die Solidargemeinschaft kümmert sich ergänzend um all die Menschen, die weniger oder kaum Möglichkeiten haben. Ihre Verpflichtung ist es gleichzeitig, möglichst vielen Menschen die eigenständige Teilhabe an der Gesellschaft mittels Bildung und Arbeit zu ermöglichen. Und zuletzt ist es meine Überzeugung, dass diejenigen, die besonders viel haben, statt nach Luxemburg zu fahren, zukünftig zu Hause besonders viel geben. Diese Hoffnung lass ich mir nicht nehmen. Warum? Weil gerade das Älterwerden die Möglichkeit mit sich bringt zu erkennen: Geben ist seliger denn (nur für sich) Nehmen.





Es gibt genügend Potential, um eine gute Pflege auch in Zukunft zu gewährleisten.

### Haben wir einen Pflegenotstand?

► In einer der letzten Panorama-Sendungen war zu hören, dass der Notendurchschnitt bei den MDK-Prüfungen nach dem Transparenz-Verfahren bundesweit zwischenzeitlich bei Note 1,26 liegt. Unabhängig davon: Nein, wir haben definitiv bundesweit und hier in Hamburg keinen Notstand in der Pflege. Wir haben gute, bessere und schlechtere Anbieter. Für eine Notstandssituation sind die Versorgungsstrukturen und das -niveau zu hoch. Wir stehen aber vor immensen Herausforderungen. Zum einen: die mit der Pflege verbundene Bürokratie. Sie beruht auf Annahmen zur Pflege aus den frühen 1990er-Jahren und wird der heutigen Situation in vielen Teilen nicht mehr gerecht. Gleiches gilt für den fehlerhaften Pflege-Grundsatz »Ambulant vor Stationär«, der mit Blick auf Vereinsamungs-, Überforderungs- und Missbrauchsrisiken niemals eine inhaltliche Berechtigung hatte. Zum anderen: das Image der Altenpflege. Es ist uns bis heute nicht gelungen, die Qualität sowie die zahlreichen positiven Seiten dieser Arbeit in der Gesellschaft zu kommunizieren. Das Problem: Unsere Arbeit hat unter der Generalangst (fast) aller Menschen zu leiden, dass jeder Mensch eines Tages sterben muss. Folglich ist die Arbeit der Begleitung in dieser letzten Lebensphase für viele negativ besetzt. Konsequenz: Personalmangel. Uns werden auf absehbare Zeit zahlreiche fachlich geeignete Menschen fehlen, die diese großartige Arbeit tun. Und zuletzt: Uns fehlt (derzeit noch) ein generationenunabhängiges Finanzierungsmodell. Die Pflegebranche ist kein bisschen schlechter oder besser als andere Branchen. Und diese haben auch ihre Herausforderungen, die es schlicht zu lösen gilt. Gemeinsam. Konstruktiv. Schritt für Schritt. Wer will, der kann.

Gibt es in naher Zukunft im Bereich der Pflege den Einsatz von altersgerechter Informationstechnik?

### Ist diese Entwicklung sinnvoll?

► Ja. Und sie ist ausgesprochen sinnvoll.

Die Informationstechnik wird, wie andere Techniken im Übrigen auch, hinsichtlich Funktionalität, Handlichkeit, Nutzerfreundlichkeit und Aussehen zunehmend auf die Bedürfnisse und Wünsche älterer und alter Anwender reagieren. Dies allein schon aus Marktgründen. Schließlich wird der Markt der alten Menschen, welche Informationstechnik nutzen wollen, jedes Jahr größer werden.

Wir beobachten schon heute zunehmendes Interesse, Sensibilität und Fertigkeiten beim Umgang mit Informationstechniken auch bei den Pflegebedürftigen. Bei der Pflege kommen neben dem Alter die speziellen Anforderungen dazu, gezielt Kommunikation und Mobilität zu unterstützen. Gerade zu Erhalt und Unterstützung der Selbstständigkeit im Alter kann entsprechende Technik daher eine große Hilfe sein. Nicht isoliert, aber sinnvoll kombiniert mit menschlicher Dienstleistung. Denn für emotionale Bedürfnisse kann Technik alleine keine ausreichende Lösung darstellen. Das entsprechende Vorzeige-Projekt in Hamburg (»Vernetztes Wohnen im Quartier«) finden Sie übrigens unmittelbar bei uns auf der Uhlenhorst (PFLEGEN & WOHNEN UHLENHORST, Heinrich-Hertz-Straße 90).





## Klassische Konzerte junger Stipendiaten

- Seit über drei Jahren besteht eine Kooperation von PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG mit der Andreas Franke Akademie. Zweimal im Jahr kommen die Junior-Studenten in jeweils zwei Pflegeeinrichtungen und spielen vor ungewohntem Publikum in ungewohnter Atmosphäre. Doppelter Effekt: Die jungen Musiker werden auf unterschiedliche Umfelder vorbereitet und lernen, soziale Verantwortung zu übernehmen. Und die Bewohner von PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG kommen in den Genuss großartiger Musikerlebnisse.

## Neue Küche: Modernität auf höchstem Niveau

- Gesundheit und Wohlbefinden hängen auch von einer ausgewogenen Ernährung ab. Vor diesem Hintergrund wurde Anfang 2013 am Standort PFLEGEN & WOHNEN LUTHERPARK in Bahrenfeld unsere »Speisenmanufaktur« eröffnet, in der bis zu 6.000 Mahlzeiten täglich zubereitet werden können. Von hier aus werden Tag für Tag die Bewohner von PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG in allen 12 Häusern versorgt. Neben drei unterschiedlichen Menüs gibt's selbstverständlich auch ein vegetarisches Gericht. Der Mittagstisch steht auch Angehörigen, Nachbarn oder Freunden der Häuser offen.



## Fußballbegeisterung kennt kein Alter

- Dank einer Absprache mit dem HSV können Bewohner aller Häuser von PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG seit Ende letzten Jahres ins Stadion: Jeweils 4 Karten stehen für jedes Heimspiel des HSV zur Verfügung. Interessierte Bewohner und die begleitenden Mitarbeiter können es sich in den reservierten Business Seats bequem machen und das angrenzende VIP-Buffet genießen. Beim Nord-Derby gegen Werder Bremen im Januar schaute sogar Uwe Seeler vorbei! »Wie ein 6er im Lotto«, fasste ein Bewohner das Stadionerlebnis zusammen.

## Mehr als ein Job: Arbeiten in der Altenpflege



- Arbeiten bei PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG heißt, sich mit Leib und Seele für hilfe- und pflegebedürftige Menschen zu engagieren. Ein krisensicherer Beruf: Aufgrund der demografischen Entwicklung steigt der Bedarf an qualifiziertem Personal von Jahr zu Jahr. Wir bieten Arbeitsmöglichkeiten in der normalstationären Pflege, bei der Betreuung von Menschen mit Demenz und in der Wachkomabetreuung. Im Internet finden Sie auf der Seite [www.pflegenundwohnen.de/karriere](http://www.pflegenundwohnen.de/karriere) regelmäßig aktuelle Stellenangebote. Wir freuen uns auf Ihre Bewerbung.



## Das Jahresmotto: »Teamgeist & Motivation«

► Jedes Jahr bildet ein Motto die Klammer bei allen Veranstaltungen unserer Häuser. Beim diesjährigen Motto »Teamgeist & Motivation«, inspiriert durch den Mannschaftssport, steht das »Wir« im Mittelpunkt. Im Rahmen mehrerer, sehr unterhaltsamer Veranstaltungen und Podiumsdiskussionen, u. a. mit dem HSV-Handballtrainer Martin Schwalb, mit Thomas Doll, Johannes Bitter und Oliver Korn, ist immer wieder klar geworden, wie wichtig es ist, an einem Strang zu ziehen. Eine tolle Schule, auch für den Pflegealltag.



## Kompetenzzentrum für Menschen mit Demenz und Korsakow

► Im grundsanierten »Haus LINDE« bei PFLEGEN & WOHNEN HOLSTENHOF gibt es seit letztem Herbst ein neues Kompetenzzentrum, das auf fünf Wohnebenen spezielle Pflege für (insgesamt 112) Menschen mit Demenz und Korsakow-Syndrom bietet. Den Bewohnern, die aufgrund drohender Eigengefährdung geschlossen untergebracht sind (Voraussetzung: richterlicher Beschluss) steht ein 2.000 qm Garten zur Verfügung. Neben pflegerischen Leistungen wird derzeit auch das therapeutische Angebot ausgebaut.



## Filmvorführung »Apfelsinen in Omas Kleiderschrank«: Thementage Demenz



► Zwischen Dienstag, dem 23. April 2013 und Donnerstag, dem 25. April 2013 lädt PFLEGEN & WOHNEN ALSTERBERG Interessierte zu den »Thementagen Demenz« ein. Neben professionellen Informationen zum Krankheitsbild Demenz gibt es viele Möglichkeiten zum Austausch. An allen drei Tagen können an Demenz erkrankte Angehörige mitgebracht und von unserem Fachpersonal betreut werden. Anmeldung erforderlich. Die Teilnahme an den Veranstaltungen ist kostenfrei, wir freuen uns über eine Spende.

## Ehrenamt: Schenken Sie Menschen Ihre Zeit!



► Das freiwillige Engagement der vielen ehrenamtlich tätigen Menschen ist seit Jahren eine unverzichtbare Unterstützung der professionellen Arbeit von PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG. Die zahlreichen Ideen und Zeitspenden sind aus dem Alltag der Menschen in unseren Häusern nicht mehr wegzudenken. Wenn auch Sie Ihre Ideen und Ihre Zeit einbringen und sich für pflegebedürftige Menschen engagieren wollen, melden Sie sich gerne bei uns. Dass wir Sie bei der Einarbeitung in die ehrenamtliche Tätigkeit unterstützen, versteht sich von selbst.





## Ein Tag mit der Presse und den Medien

► Den typischen Arbeitstag im Fachbereich Marketing, Öffentlichkeitsarbeit, Vertrieb – kurz: MÖV – in Zeitfenster einzuteilen, ist schier unmöglich. Es kommt immer anders, als man denkt. Kein Tag ist wie der andere. Was alle eint, ist unser Motto: *»Jeder Tag, an dem du nicht gelacht hast, ist ein verlorener Tag.«* Und das beherzigen wir im MÖV (das 3er-Frauenteam: Urmann, Mikrut, Göken) jeden Tag. Die Arbeit hier ist abwechslungsreich, unvorhersehbar, vielschichtig und vor allem eins: erfüllend!

Um **7:30 Uhr** (im Schnitt) beginnt der Tag im MÖV in der Geschäftsleitung, die ihren Sitz im 4. OG der FINKENAU hat. Ein sehr schöner Arbeitsplatz (nicht nur aufgrund der hübschen Büroräume), da man durch

## Die Netzwerkerin

die Einrichtung der FINKENAU, die sich in den ersten 3 Etagen befindet, immer wieder Kontakt zu den Bewohnern, aber auch zu Mitarbeitern des Hauses hat. Schon um diese Uhrzeit

herrscht reges Treiben auf den Fluren der Geschäftsleitung, doch in der Regel beginnt das Telefon erst ab **8/8:30 Uhr** zu klingeln, sodass vorher Zeit bleibt, die große E-Mail-Flut zu bearbeiten.

Besonders die Kommunikation per E-Mail spielt auch bei uns im MÖV und in der Geschäftsleitung eine immer größere Rolle. E-Mails haben den Vorteil, dass man sie dann abarbeiten oder beantworten kann, wenn man die Zeit dafür hat. Trotzdem ist der Tag im MÖV geprägt vom persönlichen Austausch mit den Kollegen anderer Fachbereiche, die auch alle im gleichen Flur ihre Büroräume haben, sowie mit Kollegen in den 12 Einrichtungen. Die Türen sind stets geöffnet, und der Umgang und vor allem die Hilfsbereitschaft untereinander wirklich grandios! Der persönliche Kontakt ist dabei stets das A und O. Zu Beginn eines jeden Tages werden die Hamburger Tageszeitungen durchgearbeitet, um über die aktuelle Themenlage in Hamburg und vor allem in Hinblick auf die Sozial- und Gesundheitspolitik informiert zu sein. Darüber hinaus findet eine tägliche Internetrecherche statt. Auch im Bereich »Social Media« ist das MÖV mittlerweile – dank der Unterstützung der 12 Häuser – sehr aktiv: Ein PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG-Unternehmensauftritt bei Facebook sowie ein eigener YouTube-Channel müssen tagtäglich gepflegt und mit Informationen bestückt werden.

Das Wichtigste: relevante Themen frühzeitig zu setzen und zu platzieren, denn die Öffentlichkeitsarbeit trägt maßgeblich zum Image des Unternehmens bei. Die Erstellung von Pressemitteilungen, der Nachbarschaftszeitungen oder des wöchentlichen Pressespiegels für alle Mitarbeiter des Unternehmens gehört genauso zur täglichen Arbeit wie das Schreiben von Fachartikeln oder Anzeigen. Von großer Bedeutung ist stets, das Thema in den entsprechenden Medien zu platzieren. Dazu bedarf es einer konstanten Netzwerkarbeit, aber auch des Quäntchens Glück, um zur richtigen Zeit mit dem richtigen Thema am richtigen Ort zu sein.

Ab **12:30 Uhr**: Der Nachmittag wird oft durch kleinere interne Meetings – mit den Kollegen in den Einrichtungen oder der anderen Fachbereiche – unterbrochen. Aber auch das Treffen mit unseren PR-Beratern, unserer



## KONZIPIEREN

In allen Häusern gibt es Zustimmung und Ablehnung

## ORGANISIEREN

Zu jeder Zeit sind Veränderungen möglich

## MODERIEREN

Alle wollen bedacht sein und entscheiden

## ANALYSIEREN

Was gut war, was besser geht, was unverzichtbar ist

## MOTIVIEREN

Teamgeist & Motivation – unser Jahresmotto 2013

## ENGAGIEREN

Geht nicht, gibt es nicht. Ausprobieren macht erfahren

## ARRANGIEREN

Jeder soll sich wohlfühlen, auch die jüngsten Besucher

## INFORMIEREN

Adressen sind wichtig, Transparenz auch

Diplom-Gerontologin **IMKE GÖKEN**

leitet den Bereich Marketing, Öffentlichkeitsarbeit und Vertrieb bei PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG



Grafikagentur oder möglichen Kooperationspartnern gehört zur täglichen Arbeit im MÖV. In der Regel verfliegt die Zeit nur so, und ab 16 Uhr kehrt wieder ein wenig Ruhe ein, sodass man sich den »Fleißarbeiten« widmet. Neben der Erstellung und Pflege externer Kommunikationsmittel – wie z. B. Unternehmensmagazin Finkenau|elf, Nachbarschaftszeitungen, Plakate und Flyer oder Aktualisierung der Internetseite – nimmt auch die interne Kommunikation einen großen Stellenwert ein. Hierbei handelt es sich neben dem Mitarbeiter-Newsletter auch um den regelmäßigen Informationsfluss und Austausch innerhalb des Unternehmens. Denn Transparenz ist für eine erfolgreiche Zusammenarbeit unabdingbar.

**Feierabend:** Die Arbeit im MÖV endet nicht jeden Tag zur gleichen Uhrzeit, sondern richtet sich nach den aktuell anfallenden Erfordernissen. Wichtig ist, jeden Tag die richtigen Schwerpunkte zu setzen und sich um das zu kümmern, was sowohl wichtig als auch dringend ist. Mit der Zeit gewinnt man die Gelassenheit zu akzeptieren, dass die Arbeit am Ende eines Tages nie komplett fertig ist. So ertappt man sich am Abend mitunter bei der Frage, was man eigentlich den ganzen Tag gemacht hat... Doch man sollte stets an Mahatma Gandhis Satz denken: »Es gibt Wichtigeres im Leben, als beständig dessen Geschwindigkeit zu erhöhen.« [IG]





## »Soviel du brauchst...«

Liebe Bewohnerinnen und Bewohner,  
liebe Angehörige und Mitarbeitende!

► Vielleicht ist es Ihnen auch schon ins Auge gesprungen: **»Soviel du brauchst«** prangt auf vielen Plakaten und Bannern in Hamburg. Und auch von dem Wahrzeichen Hamburgs, dem Michel, hängt ein Banner mit diesem Bibelzitat vom Turm herab.

Bald ist es so weit: Der Deutsche Evangelische Kirchentag findet vom 1.–5. Mai in Hamburg statt. Rund 100.000 Menschen aus dem ganzen Land werden in Hamburg erwartet, in ca. 2.000 großen und kleinen Veranstaltungen wird es auch um das Motto des Kirchentages gehen: **»Soviel du brauchst«** (2. Mose 16,18). Ein Motto, das extra für Hamburg gewählt wurde. Hamburg ist einerseits eine sehr reiche, wohlhabende Stadt, andererseits ist die Armut unübersehbar. Und die Schere zwischen den Extremen tut sich immer weiter auf.

**»Soviel du brauchst«** ist ein Satz aus der Bibel, dem Alten Testament; ein Satz aus der Geschichte der Israeliten, die – befreit aus ihrer Knechtschaft in Ägypten – von Mose angeführt in der Wüste hungerten und murrten und sich zurücksehnten nach den »Fleischtöpfen Ägyptens«. Was passierte? Gott sorgte für sie: Das sagenhafte Manna regnete vom Himmel. Jeder sammelte, was gebraucht wurde. Es war nicht nötig, sich Vorräte anzulegen. Jeder neue Tag brachte neues Manna. »Das ist das göttliche Prinzip vom täglichen Brot«, sagt die Generalsekretärin des Kirchentags, Ellen Überschär. Manna ist Brot zum Essen und Seelenspeise. Das Himmelsbrot steht für das Materielle wie das Immaterielle. Für Brot und Himmel, Geld und Segen, Wasser und Liebe – alles Lebensmittel, die nicht haltbar, nicht zu halten sind. Festhalten verdirbt. Bringt aus der Balance. Körperlich, seelisch, sozial, global.

Es geht auch um das rechte Maß. Wir sollen uns nur so viel nehmen, wie wir brauchen. Das, was zu viel ist, verdirbt, auch den Charakter. Die Frage, was brauche ich? kennt ja jeder und jede im Leben. Und sie wird je nach Lebens-





situation verschieden beantwortet. Die Frage könnte eigentlich lauten: Was brauche ich wirklich? Und: Was kann ich teilen, abgeben? Denn viele von uns haben die Erfahrung gemacht, dass ein (der?) Sinn des Lebens im Miteinander liegt – daraus entwickelt sich Lebensqualität. Und die misst sich an Solidarität, Frieden und Hoffnung. **»Soviel du brauchst«** – guck auch, was die andere, der andere braucht. Es ist »Zuspruch und Aufforderung« – vielleicht auch Zumutung.

Ein gutes Thema, auf das man nicht mit Ja oder Nein, nicht mit Schwarz oder Weiß antworten kann und bei dem man auf die Nuancen, auf die Grautöne und Schattierungen achten muss. Jedenfalls ein Motto, mit dem man auf diesem Kirchentag hochaktuelle Themen aufnehmen kann. Dabei ist die soziale Spannung zwischen Arm und Reich eines der naheliegenden. Was macht die einen reich, die anderen arm – und zwar nicht nur materiell? Wie kann man gerechter teilhaben an Bildung, Kultur, Gesundheit, Wohnen? So viel du brauchst – das meint auch den sorgsam Umgang mit Ressourcen.

Auch wir in unserer Kirchengemeinde Altona-Ost werden Gastgeber sein, und unsere drei Kirchengebäude (die Kulturkirche St. Johannis, die Friedenskirche auf St. Pauli und die St. Christophoruskirche/Kirche der Stille) werden offen sein für viele Gäste, und ich freue mich darauf, mit vielen ins Gespräch zu kommen über das Thema: **»Soviel du brauchst«**.

Ich bin gespannt und freue mich.

Es grüßt Sie herzlich

Ihre Pastorin Annette Reimers-Avenarius

*Zu meiner Person: Seit 5 Jahren arbeite ich als Gemeindepastorin in der Kirchengemeinde Altona-Ost. Dabei kümmerere ich mich vorrangig um Seniorinnen und Senioren. In zwei Heimen bin ich für Gespräche, Seelsorge, Gottesdienst und Sterbebegleitung zuständig: in St. Theresien, Dohrnweg 8 und im Haus PFLEGEN & WOHNEN ALTONA in der Thadenstraße.*

*Anschrift: Pastorin Annette Reimers-Avenarius,  
Kirchengemeinde Altona-Ost,*

*Am Brunnenhof 38, 22767 Hamburg,*

*Tel. 040/432 91 732, E-Mail: AnnetteReimers@gmx.de*







# Pflege ist Beziehungsarbeit

## Bei PFLEGEN & WOHNEN ALTONA

Der lebendigste Stadtteil in Hamburgs Westen ist ständig in Bewegung und bei Jung und Alt beliebt. Abseits der Hauptverkehrsstraßen gibt es hier mit PFLEGEN & WOHNEN ALTONA eine beschauliche Oase. In direkter Nachbarschaft zum Reventlow-Stift für Betreutes Wohnen lebt man hier auf dem geschlossenen Grundstück sicher und geborgen. Ruhig und doch mittendrin.





➤ Das dicht besiedelte Viertel zwischen Stresemannstraße, Bernstorffstraße, Thadenstraße und Wohlers Allee gehört noch zu den urwüchsigeren Quartieren Altonas. Hier liegen altmodische Werkhöfe und Zeitungskioske neben Kneipen, die noch nicht ganz »angesagt« sind, und bescheidenen Läden, in denen junge Designer selbst entworfene Mode und Stoffe anbieten. Das Studiokino Bernstorffstraße bietet ein Programm abseits vom Mainstream, und in den Wohnhäusern aus Gründer- und Nachkriegszeit wohnen Menschen aller Einkommensklassen und Bildungsstufen. Nur wenige hundert Meter nördlich der Thadenstraße liegt das Schulterblatt mit seiner ganz speziellen Mischung aus Punk, Designerläden und Ausgehflair. Und wer ungefähr ebenso weit in die entgegengesetzte Richtung läuft, kommt nach St. Pauli, wo es noch etwas greller, schriller und lauter zugeht. PFLEGEN & WOHNEN ALTONA in der Thadenstraße hingegen ist eine Oase, gelegen im Innern des eingangs beschriebenen Straßengevierts und umgeben von viel Grün und einigen alten Wohn- und Stiftsbauten. Der viergeschossige Backsteinbau wurde 1987 eröffnet und wird von zwei dreigeschossigen rhombischen Vorbauten

Ein starkes Team (v. l.):

Heiner Westphely, der Direktor von PFLEGEN & WOHNEN ALTONA, Malte Kock, Roland Moehrke

dominiert, die dem Komplex einen sehr kompakten, burgartigen Charakter verleihen. Große, weiß gerahmte Fenster und Loggien lassen viel Licht ins Innere fallen. Dort sorgen die warme Farbe des Backsteins und ein sich vom Eingangsbereich aus über mehrere Etagen erstreckendes Gewächshaus für eine besondere Atmosphäre schon beim Betreten des Hauses. Auffällig ist auch der Wand schmuck. An den Aufgängen finden sich kleine Gemälde von Hamburger Ansichten, und in einigen Fluren hat ein Künstler großflächige Motive aus dem Alltagsleben der nahen Stadtteile direkt auf die Wand gebracht. Auch die Bewohnerinnen und Bewohner haben an der Dekoration der Räumlichkeiten mitgewirkt: Gemeinsam mit ihren Betreuern gestalteten sie einige Mosaiken für einen frisch renovierten Essraum.

Als das Haus eröffnet wurde, war die städtische Altenpflege im Begriff, sich von den überkommenen kasernenartigen Unterbringungen mit Groß-

Jedem, was er möchte: ob Gespräch...





### Großzügig: lichte, helle Aufenthaltsräume mit viel Platz für die Bewohner

schlafsälen und geringer Privatheit für die Bewohnerinnen und Bewohner zu verabschieden. In der Thadenstraße gibt es nur Doppel- und Einzelzimmer, alle haben ein separates Bad und einen Balkon. In jeder Etage gibt es zudem einen ansprechend gestalteten Speiseraum sowie weitere Aufenthaltsräume.

Bei PFLEGEN & WOHNEN ALTONA leben 200 ältere Menschen. Auch wenn die meisten von ihnen Frauen sind, ist der Männeranteil mit 30 Prozent – verglichen mit anderen Seniorenheimen – doch relativ hoch. Neben dem gesetzlich vorgeschriebenen Pflegepersonal gibt es noch einige Alltagsbegleiter, die die Bewohnerinnen und Bewohner darin unterstützen, ihre persönlichen Angelegenheiten mit Behörden, Banken oder Verwandten zu regeln.

Direktor Heiner Westphely legt großen Wert darauf, dass alle, die im Haus arbeiten und wohnen, diesen Ort als ihr (Teilzeit-)Zuhause begreifen. Dazu gehört ein familiärer Umgangston, aber auch, dass die Pflegerinnen und Pfleger die Eigenarten ihrer Schützlinge kennen und so weit wie möglich respektieren. Auffallend ist, dass das Haus Menschen ganz unterschiedlicher sozialer Herkunft beherbergt: Beim Rundgang begegnen wir ehemaligen Kaufleuten und Krankenschwestern, Hausfrauen und Sekretärinnen, aber auch Menschen, die ihr Berufsleben auf dem Kiez verbracht haben. Das Zusammenleben gelingt ganz überwiegend harmonisch. »Wir haben hier im Haus unsere eigene Kultur entwickelt«, sagt Heiner Westphely, »es geht hier nicht so förmlich zu, wir gelten als »ein bisschen alternativ.« Konflikte kommen gelegentlich vor, aber »Streit ist gesund, solange er in baldiger Versöhnung endet.«

Roland Moehrke, der von Beginn an in der Thadenstraße arbeitet und den gerade neu eröffneten Wohnbereich für psychisch Kranke leitet, ergänzt: »Wir wollen einen Ort schaffen, an dem man sein

### ... Musikangebote wahrnehmen oder fernsehen in den eigenen vier Wänden





## Bei PFLEGEN & WOHNEN ALTONA gibt es auch spezielle Rückzugsräume zur Entspannung

kann.« Dies ist nur scheinbar ein einfaches Anliegen, aber es scheint zu gelingen: Eine Atmosphäre menschlicher Wärme ist im ganzen Haus zu spüren. Dementsprechend geht auch der Ausbildungsleiter, Thomas Schkade, neue Wege mit seinen Auszubildenden. Erste Station der Ausbildung ist der Wohnbereich für Demenzt. Hier lernen die künftigen Pflegefachkräfte, dass sie zu den dort Lebenden eine Beziehung aufbauen und auf sie eingehen müssen, um ihrer pflegerischen Aufgabe tatsächlich nachkommen zu können. »Pflege ist Beziehungsarbeit. Das wollen wir den jungen Leuten zuerst vermitteln«, bestätigt Heiner Westphely.

Auch im Wohnbereich für Personen mit psychischen Erkrankungen geht es im besonderen Maße um Beziehungsaufbau. Hier können bis zu 33 Menschen leben, die keinen Klinikaufenthalt benötigen, mit dem Wohnen in den eigenen vier Wänden aber doch überfordert wären. Das Team um Roland Moehrke und seinen Stellvertreter Malte Kock ist stolz darauf, ihnen ein umfangreiches Angebot machen zu können: Das Personal in diesem Bereich ist besonders geschult, es gibt spezielle Therapieangebote und soziale Betreuung. Alle zwei Wochen hält ein Neurologe Sprechstunde vor Ort, und einmal wöchentlich kommt ein Allgemeinmediziner in die Thadenstraße, der allen Bewohnerinnen und Bewohnern zur Verfügung steht. Aber auch für den ganz normalen Alltag gibt es Angebote, zum Bei-

spiel Koch- und Backtage in der neu eingerichteten Gemeinschaftsküche.

Zum Gemeinschaftsleben trägt auch bei, dass die gesamte Einrichtung gut mit dem Stadtteil vernetzt ist. So bestehen zum Beispiel freundschaftliche Beziehungen zum benachbarten Reventlow-Stift, in dem ein anderer Betreiber Betreutes Wohnen anbietet. Jeden ersten Sonntag im Monat trifft man sich nachmittags bei Kaffee und selbst gebackenem Kuchen. Und auch zu den umliegenden Kirchengemeinden und sozialen Einrichtungen pflegt das Haus gute Kontakte. Für diejenigen Bewohnerinnen und Bewohner, die nicht mehr allein im Stadtteil unterwegs sein mögen oder können, gibt es betreute Ausflüge in die nähere und weitere Umgebung und Hausfeste. So muss sich niemand vom Leben ausgeschlossen fühlen, und PFLEGEN & WOHNEN ALTONA bleibt Schutzraum und Basis für jene, die dort ihr Zuhause gefunden haben. [US]

### PFLEGEN & WOHNEN ALTONA

104 Zimmer (davon 8 EZ) für 200 Bewohnerinnen und Bewohner, davon 32 Plätze für Menschen mit Demenz (BDB = Besondere Demenzenbetreuung) und 33 Plätze für Menschen mit psychischen Erkrankungen.

**Direktor:** Heiner Westphely

**Adresse:** Thadenstr. 118 A, 22767 Hamburg  
Telefon 040/2022-2024, Fax 040/2022-2020





## Solange Telefonieren noch nichts kostet

► Wenn er seinen Spartopf sieht, strahlt er. Genauer gesagt ist es kein Topf, sondern ein Elefant. Und mein Sohn liebt Elefanten. Das Wort Rüssel gehörte zu den ersten seines (noch passiven) Wortschatzes. Der Inhalt des bereits gut gefüllten Porzellantiers ist ihm egal. Allenfalls die klappernden Münzen findet er lustig, wenn er es schüttelt. Die von vielen Seiten und aus oft unerwarteten Ecken zugesteckten Scheine zur Geburt haben seine vorausschauenden Eltern im Bauch des zerbrechlichen Dickhäuters verstaut. Nicht unterbuttern, sagten wir uns. Wer weiß, wozu das später noch mal gut ist... Denn, klar, Kinder brauchen Geld.

Und Kleinkinder kosten Geld. In den letzten 16 Monaten waren in unserem Haushalt etliche Neuanschaffungen nötig. Ein Gang zum Babyausstatter kann einen arm machen; wenn man arm ist, kann er einen zur Verzweiflung bringen. Insofern: Geld macht nicht unglücklich. Vor allem weil vieles, von dem man früher keine Ahnung hatte, heute so unbedingt erforderlich erscheint. Im feinen Stadtteil Rotherbaum, wo mein Sohn sein erstes Lebensjahr verbracht hat, habe ich alles gesehen: vom Zweitkinderwagen bis hin zu einer Schuhkollektion, die an meine eigene heranreicht – für einen 0-Jährigen, wohlgemerkt. Da halte ich mich lieber an die alte Regel: Das erste Paar wird gekauft, wenn das Kind laufen gelernt hat. Und das hat es noch nicht. Offenbar gehört mein Sohn zur Kategorie der sparsamen Menschen!

Das zeigt sich auch in seiner Vorliebe für Spielzeug zum Nulltarif. Lange Zeit war der Tunnel aus Umzugskisten der Renner. Als diese dann im Herbst ihrem eigentlichen Verwendungszweck zugeführt werden mussten, gab es immer noch die mit trockenen Linsen gefüllte Plastikflasche – eine perfekte Rassel. Und ganz neu: ein Häuschen, gebaut aus einem großen Karton, in dem DHL neulich unsere neuen Lampen lieferte.

Natürlich wird auch mein kleiner Mann Ansprüche entwickeln. Die Anzeichen sind schon deutlich erkennbar. Zwar findet er sein Spielzeughandy toll, aber noch besser ist das Fotoblättern auf Papas Touchscreen. Das beherrscht er fast perfekt. Wann möchte er sein erstes Smartphone haben? Wahrscheinlich nie, weil es bald ganz andere Wunderwerke gibt.

Der rasante Fortschritt der Technik lässt mich ahnen, dass ich noch keine Ahnung davon habe, wofür der Elefant irgendwann geschlachtet werden muss. Ich hoffe, dass der kleine Geldsegen dann für ein bisschen Glück sorgt. Strahlendere Augen als jetzt, wo er zur Not mit einem Ball telefonieren kann, wird mein Sohn auch dann nicht haben. [Kirstin Tomforde]



Eine Ort  zum Staunen

# Garten der Schmetterlinge

## Friedrichsruh



In Zeiten wie diesen, da sich in attraktiven Metropolen wie Hamburg die Events und Sonderausstellungen überschlagen, ist es fast schon ein Wunder, wenn sich ein kulturelles Angebot seit bald 30 Jahren gegenüber der schillernden Konkurrenz zu behaupten versteht. Der Schmetterlingsgarten beim Schloss Friedrichsruh mitten im Sachsenwald, ein Kleinod am Rande der Stadt, gehört zweifellos zu diesen bemerkenswerten Ausnahmereisnerungen. 80.000 Besucher pro Jahr sprechen eine eigene Sprache. Und das tropische Schmetterlingsparadies, das Fürstin Elisabeth von

Bismarck hier 1985 eingerichtet hat, ist in der Tat ein Ereignis. In den Gewächshäusern herrschen unter Glas mit 20 bis 30 Grad Celsius und 80 Prozent Luftfeuchtigkeit optimale klimatische Bedingungen, um sogar exotische Kostbarkeiten aus Malaysia, Australien oder Südamerika zu halten. Es flattert und surrt, und an den Fensterscheiben perlt das Kondenswasser in Strömen – aber die Farbenpracht und die Formenvielfalt dieser kleinen Tiere sind einfach betörend. Und dann diese Namen: Kaisermantel, Admiral, Passionsfalter, Monarch-Wanderfalter, Indisches Blatt oder auch der sogenannte Atlasfalter aus Taiwan, der bis zu 25 Zentimeter groß werden kann – wenn so was nicht die Fantasie beflügelt! Zusätzlich gibt es hilfreiche Informationstafeln und

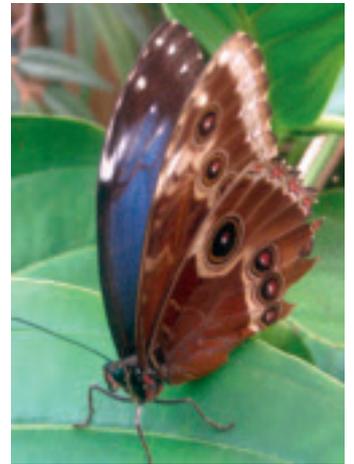


Schaukästen, in denen man den gesamten Lebenszyklus vom Ei über Raupe und Puppe bis hin zum ausgewachsenen Schmetterling nachvollziehen kann. Und wem diese verschwenderische Pracht der Natur immer noch nicht genügt, der wandert durch den betörenden Rosengarten, verweilt am Libellenteich und am Singenden Wassergarten oder beobachtet im Insektenhotel ein fleißiges Honigbienenvolk, das hier ebenfalls angesiedelt wurde. Im Haus der Bäume kann man den kostbaren Rohstoff betasten und die unterschiedlichen Holzarten regelrecht riechen. Mit anderen Worten:



Schauen Sie hin, und lernen Sie, auch wieder »Kleinigkeiten« wahrzunehmen. Farben, Düfte, Klänge – der Garten der Schmetterlinge ist buchstäblich ein Erlebnis für alle Sinne. Und zwar für Jung und Alt.

Schön ist aber auch die ganze Gegend rund um den Schmetterlingsgarten. Hier beginnen zahlreiche Wanderwege durch den berühmten Sachsenwald – mit knapp 70 Quadratkilometern das größte zusammenhängende Waldgebiet Schleswig-Holsteins. Er ist übrigens ein großzügiges Geschenk Kaiser Wilhelms I. an den »eiserernen Kanzler« Otto von Bismarck, der damit 1871 für seine Verdienste um die Reichsgründung geehrt werden sollte.

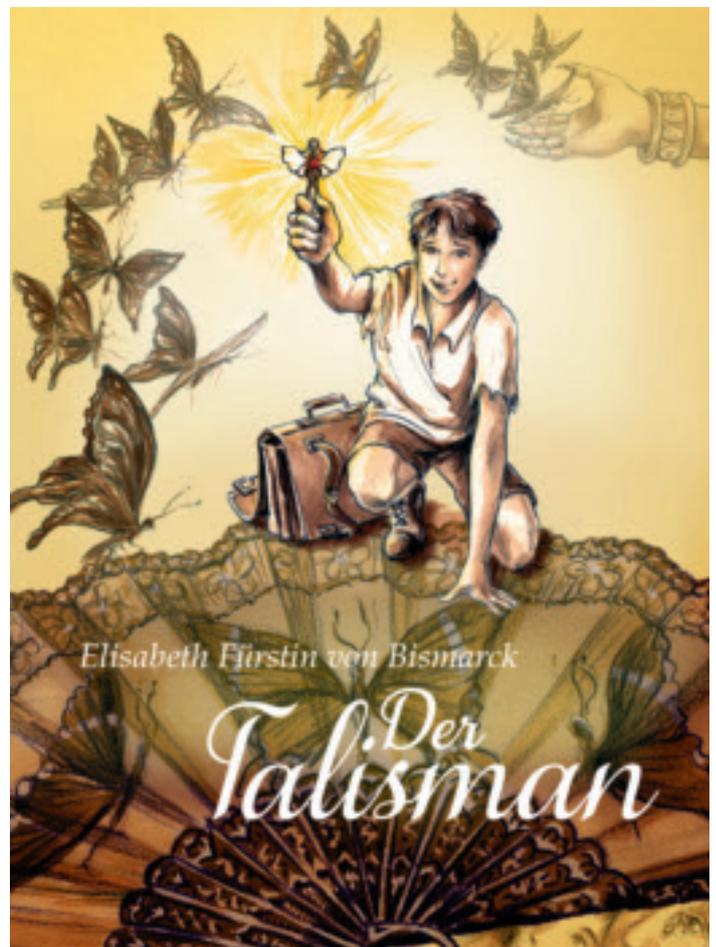


Garten der Schmetterlinge Friedrichsruh | Am Schlossteich 8 | 21521 Friedrichsruh | Telefon 04104/60 37  
info@Garten-der-Schmetterlinge.de [www.garten-der-schmetterlinge.de](http://www.garten-der-schmetterlinge.de)  
20. März - 31. Okt. 2013: tgl. (auch feiertags) 10 – 18 Uhr





Stolze 1,4 Kilo fürstliche Fantasy: In eine ganz andere Welt der Fantasie entführt die Inhaberin des schönen Gartens, Elisabeth von Bismarck, mit ihrem Ende letzten Jahres erschienenen Buch »Der Talisman«. Es ist die Geschichte von Yasha, der auf der Suche nach seinen leiblichen Eltern viele Abenteuer in fernen Ländern erlebt, hierbei auf Fabelwesen trifft und sich unter anderem auch gegenüber einem bösen Magier behaupten muss. Ein reich illustrierter Fantasy-Roman (484 Seiten), dem man anmerkt, dass die vierfache Mutter und Großmutter von sieben Enkelkindern weiß, was Kinderherzen bewegt und zum Lesen verführt. Die Fürstin, deren Mann ein

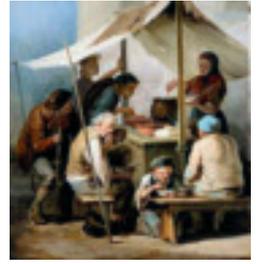


Urenkel des ersten deutschen Reichskanzlers ist, hat in Rom und Paris Kunst studiert und engagiert sich seit über 25 Jahren für krebserkrankte Kinder und als Schirmherrin bei der Deutschen Muskelschwundhilfe e. V. Sie hat viel Herzblut in ihre Geschichte einfließen lassen – und denkt sogar über eine Fortsetzung nach. Interessenten können den stattlichen Wälzer im Internet unter [www.dertalisman.com](http://www.dertalisman.com) bestellen.





## Der Klassiker: Ein Teller warme Suppe Kochen für Leib, Seele und Gemeinschaft



»Frauen und Suppen soll man nicht  
warten lassen, sonst werden sie kalt.«

*William Shakespeare*

Es muss nicht immer Kaviar sein: In Zeiten, da selbst dem Mittelstand das Geld nicht mehr so locker in der Tasche sitzt, nimmt die Bedeutung der ehrenamtlichen Tafeln bundesweit

zu. Heute gibt es über 900 Tafeln in ganz Deutschland, und der Bedarf wächst und wächst. Im Grunde handelt es sich dabei um eine abgewandelte Form der sogenannten Suppenküche, deren Ursprünge im 18. Jahrhundert liegen. Sie gehörten zusammen mit Wärmestuben, Notübernachtungsstellen, Kleiderkammern und Tauschbörsen zu den klassischen Instrumenten der sogenannten »Armenpflege«. Die kostenlose öffentliche Essensausgabe für Bedürftige ist also kein neues Phänomen. Bemerkenswert ist allerdings, dass unser moderner Wohlfahrtsstaat offenbar nicht in der Lage ist, sie überflüssig zu machen.

Der Favorit unter den Suppen, die in den Suppenküchen beziehungsweise -anstalten seit Beginn des 19. Jahrhunderts über den Tresen gingen: die Rumfordsuppe, benannt nach ihrem Erfinder, dem bayerischen Grafen von Rumford. Gekocht auf der Grundlage von Graupen und getrockneten Erbsen, ähnelte sie den Klostersuppen des Mittelalters und existiert in verfeinerten Variationen bis heute. Doch egal, ob Rumford-, Linsen-, Gulasch-, Gemüse- oder Kartoffelsuppe – um nur einige zu nennen: Suppen sind nahrhaft und kostengünstig, lassen sich gut vorbereiten und schmecken besser, je größer die Menge ist, die man kocht.





## Gegen Hunger und Einsamkeit: Suppenküchen haben eine lange Tradition

Und sie sind ein uraltes Kulturgut: Schon vor Hunderten von Jahren war es üblich, dem Fremden, der müde und hungrig um eine milde Gabe bat, einen Teller warme Suppe mit einem Stück Brot zu reichen. Ein Symbol der Barmherzigkeit, ein Zeichen der Gastfreundschaft, ein Angebot zum Teilen. Denn ein Essen, das man nicht alleine einnimmt, sondern in Gesellschaft, schmeckt nun mal besser und fördert das Wohlfühl. Menschen, die sich um einen Esstisch mit dampfenden Suppentellern versammeln, fühlen sich versorgt – und sind nicht allein. Ein nicht zu unterschätzender Aspekt bei all den Tafeln und Suppenküchen, die heute von immer mehr armen Menschen aufgesucht werden müssen, weil ihr Einkommen für den normalen Lebensunterhalt nicht mehr ausreicht. Eine Suppe, gegessen in Gemeinschaft und unter der Obhut wohlwollender Ehrenamtlicher, wärmt dann in doppelter Hinsicht: sowohl den Magen als auch die Seele.

Ortswechsel und Kontrastprogramm: Auch in Flüchtlingslagern in Nahost oder Afrika geht nichts ohne Suppe. Wenn in der »Tagesschau« oder im »heute journal« von einem Krisenherd der Erde berichtet wird, sieht man, wie Wasserkanister und Brotlaibe verteilt werden, aber auch, wie sich endlose Schlangen hungernder Flüchtlinge vor riesigen dampfenden Bottichen bilden, um eine Schale Suppe zu ergattern. Angesichts solcher Bilder drängt sich die Frage förmlich auf: Geht's uns nicht gut? [SK]



## FLORIAN ILLIES

### ORTSGESPRÄCH

*Schlitz, ein kleines Städtchen in der Nähe von Fulda, würde wohl kaum jemand kennen, wäre es nicht die Heimat des Journalisten Florian Illies, der hier 1971 geboren wurde. In seinem Buch »Ortsgespräch« (erschienen 2006 bei Blessing) schildert er mit scharfsinnigem Humor und Zuneigung gleichermaßen, wie sich die deutsche Provinz in Zeiten des Kapitalismus nur schwer aus der Ruhe bringen lässt und nur widerstrebend den Auswüchsen der Moderne anpasst. Im Folgenden ein kleiner Ausschnitt, dessen kurzweilige Lektüre bei dem einen oder anderen sicher einen Wiedererkennungseffekt auslösen wird:*

[...]

Die Kreissparkasse und die Volks- und Raiffeisenbank, das sind die einzigen Kontinuitäten im heimischen Wirtschaftsleben, wie überall kann man sie darin unterscheiden, dass vor der Raiffeisenbank eine kleine Rampe steht, damit die Bauern ihre Düngemittel einladen können, und bei der Kreissparkasse ein markierter Parkplatz mit dem Nummernschild des Direktors. Fiese mafiotische Trickbetrüger versuchen ja heutzutage, uns unaufhörlich an unseren nostalgischen Gefühlen zu packen, wenn sie uns wieder spätnachts fingierte E-Mails vom Volksbanken- und Raiffeisenverband in unsere städtischen Mailboxen schicken mit irgendwelchen »Dringend«- oder »Achtung«-Hinweisen in der Betreffzeile. Doch wer je eine solche Bank samt Düngemittelrampe gesehen hat, der weiß, dass

es hier die Kategorie »Dringend« nicht gibt. In Schlitz jedoch gibt es leider die Post nicht mehr, die Briefmarken und Paketkarten werden heute – mit perfektem Service und Portovorschlägen – im Motorrad Center verkauft, und dort, wo es einmal Elektronikgeräte zu kaufen gab, wird seit gefühlten zwanzig Jahren mit einem Zettel im Fenster nach einem Nachmieter gesucht. Die Angestellten in der Kreissparkasse und der Volksbank aber bleiben. Neu hinzugekommen sind nur die Tankstellen, die an jedem Ortsausgang ihr Aral-Blau oder Shell-Gelb in den abendlichen Himmel senden und die auch in Schlitz die Funktionen übernommen haben, die früher Tante-Emma-Laden, Jugendzentren und Kneipen erfüllten. Die Ölkrise also scheint endgültig überwunden. Nahezu unverändert ist nur der Mittelstand geblieben, die Schreiner, die Automechaniker, das Sanitätshaus, die Heißmangel, die Friedhofsgärtner und natürlich die Heizungsmechaniker, die braucht man auch weiterhin in der Provinz. Aber auch der Mittelstand ist leider ein Stand, dem in Schlitz immer öfter die Mittel fehlen. Untrügliches Zeichen dafür ist eine sehr bedrückende Schaufensterdekoration. Ich kenne sie seit Jahren, jedes Mal, wenn ich für ein paar Tage nach Schlitz komme, finde ich sie in einem anderen Laden. Die Worte sind immer die gleichen: »Total Räumungsverkauf wegen Geschäftsaufgabe«. Total Räumungsverkauf



wegen Geschäftsaufgabe – mit diesen vier Worten, in schwarz, manchmal rot, meist gelb, wird der schwarz-rot-gelben deutschen Provinz die Globalisierung ausgemalt. Mein Patenonkel, der Lateinliebhaber mit Hang zu schönen Frauen und großen Motorrädern, kommentierte solche Formen des Niedergangs immer mit »Sic transit gloria mundi«. Das wäre ein schöner Spruch für die Schaufenster meines Heimatortes, doch bislang hat er sich nicht etablieren können.

Neulich hat es den Kofferladen Schubert getroffen. Über dem Fenster steht in Leuchtschrift »Seit 1846«, daneben ein quadratischer Koffer, der aus dem Mittelalter zu kommen scheint und der auch in meiner Kindheit noch die Taschenmode bei Schubert beeinflusste. Aber das störte damals niemand. Man kaufte bei Schubert, wenn man eine Tasche brauchte. Jetzt muss niemand mehr bei Schubert kaufen. Denn jetzt muss Herr Schubert die Kataloge seines Büromaterialversands durchschauen, bei dem er jahrzehntelang Quittungsblöcke bestellt hat, auf die Seite mit »Insolvenz« blättern und dann entscheiden, ob er den Schriftzug »Total Räumungsverkauf wegen Geschäftsaufgabe« lieber in Gelb, Rot oder Schwarz bestellen will. Das gehört sicher für alle Betroffenen zu den traurigsten Minuten des Berufslebens im Windschatten des Kapitalismus. Ein Albtraum, wenn man sich plötzlich fragen muss: Wo kauft man diese Schriftzüge? Bekommt man die geschenkt, weil der Verkäufer weiß, dass der Käufer sie ohnehin nicht bezahlen kann? Und reichen sich die Geschäftsleute im Ort diesen Schriftzug solidarisch weiter wie eine Flasche Korn in der Kälte, wenn sie es hinter sich

haben und der traurige Moment gekommen ist, an dem der Nächste befallen ist?

Wirtschaftsleben in Schlitz verlief in den letzten zwanzig Jahren wie die Reise nach Jerusalem. Immer ein Stuhl weniger. Und dann fliegt wieder einer raus. Es gibt verschiedene For-



men, sich dagegen zu wehren. Selten von Erfolg gekrönt ist der Versuch, auf neue Moden oder veränderte Zustände nicht weiter einzugehen. Nachdem wir uns entschlossen hatten, die FAZ nicht mehr nur hin und wieder zu kaufen, sondern tatsächlich zu abonnieren (ich drängelte wegen der Fußballberichterstattung des Sportteils), warteten wir vergeblich eine Woche, obwohl die Lieferung längst hätte beginnen sollen. Doch die Zeitung kam nicht. Der Winter war wahnsinnig, die ganze Stadt zugeschnitten, doch irgendwann wurde es meiner Mutter zu bunt, sie wollte dringend den Fortsetzungsroman weiterlesen, und so stapfte sie trotz des Schnees zum Schreibwarenladen Kuchatschik. Kuchatschik ist in einem kleinen Fachwerkhäuschen unten am ehemaligen Kaiser-Bahnhof untergebracht, das so schmal ist, dass die Bild-



Zeitung nur geknickt auf den Verkaufstresen passt. Als sie die Ladentür geöffnet und den lang gezogenen Bimmelton ausgelöst hatte, kam Herr Kuchatschik vom Wohnraum im hinteren Teil des Hauses nach vorne. »Gut, dass du kommst«, sagte er dann (der meine Mutter noch aus dem Konfirmandenunterricht kannte), »wir haben hier schon seit einer Woche die FAZ für euch gestapelt, angeblich habt ihr die jetzt abonniert.«

Langfristig ebenso wenig von Erfolg gekrönt war aber auch das Verfahren von Wellers »Frische Früchte« am Marktplatz. Herr Weller war in meiner Kindheit einer der großen Wirtschaftskapitäne von Schlitz. Er trug einen weißen Kittel, das schwarze Haar kämmte er sich alle paar Minuten mit einer formvollendeten, dennoch beiläufigen Geste zurück, erst über dem linken Ohr, dann über dem rechten. Auf der Brusttasche stand gestickt in Schreibschrift »H.-W. Weller«. Und drunter »Frische Früchte – ein Stück Lebensqualität«. Er war und ist sehr nett, und seine Manieren waren tadellos. Heute würde jemand wie Herr Weller sicher als Moderator berühmt werden. Damals ging es nur um die Anmoderation von frischem Salat. Abends fuhr Herr Weller seinen Kunden auf Wunsch mit einem Opel Kombi die schweren Einkaufstüten auch galant nach Hause – ohne Aufpreis. »Frische Früchte«-Weller war ein altes traditionsreiches Unternehmen und Herr Weller überzeugt von der Qualität seiner Ware, deshalb trübte es seine Laune nicht, als eine Supermarktkette in Schlitz mit der ersten Filiale Fuß zu fassen versuchte. Wieso sollten die Menschen zu Aldi gehen, wo sie doch seit Jahrzehnten bei ihm gut mit frischer Ware bedient

wurden? Doch irgendwann kam der zweite Supermarkt. Und die Menschen am Ort merkten, dass ein Salatkopf nicht 1,98 Mark kosten musste wie bei »Frische Früchte«-Weller, sondern für 78 Pfennig genauso gut schmeckte. Als selbst die Damen von der Skigymnastik, die im Ort den Diskurs über die wichtigsten Läden bestimmen, beschlossen, dass man nicht mehr bei »Frische Früchte«-Weller einkaufen könne, weil es zu teuer sei, wusste Herr Weller, dass er dem Fortschritt seinen Tribut zollen musste. Als Tante Marthel eines Tages mit ihm sprach, sagte er ihr, er kaufe den Salat teurer ein, als er im Supermarkt verkauft werde. Da müsse man frühzeitig umdisponieren. Herr Weller war so klug, sich nicht länger als nötig gegen das Unaufhaltsame zu stemmen und seinen Laden zu schließen. Inzwischen ist er seiner Zeit wieder längst voraus. Einmal, als ich Weihnachten zu Hause war, sah ich Herrn Weller mit inzwischen grauem, aber immer noch perfekt gestriegeltem Haar im riesigen Supermarkt einen Einkaufswagen durch die endlosen Regalreihen schieben. Doch dann packte er seine Einkäufe in einen Korb, sprang auf sein Rennrad und war auf und davon.

Der Spar-Markt von Herrn Fegisch ging einen anderen Weg als »Frische Früchte«-Weller. Sein Kerngeschäft war die direkte Konkurrenz zu »Frische Früchte«-Weller, lag aber viel näher an unserem Haus. Meine Mutter hatte ein sehr ausgeklügeltes System, nach dem sie entschied, welche Sachen sie bei Fegisch kaufte und welche bei Weller, damit keiner von beiden sich benachteiligt fühlte. Herr Fegisch setzte auf Expansion. An der Kasse des Kerngeschäftes saß Frau Zakschewsky, mit einer beeindruckenden



ckenden Frisur in hohem Blond. Sie war freundlich, es gab alles und jedes, und der Laden lief. Als die Supermärkte und mit ihnen die Krise kamen, kaufte Herr Fegisch einen alten Bus, stellte ihn einmal die Woche mit Waren voll und fuhr mit seinem »rollenden Kaufhaus« über die Dörfer. Das ging anfänglich auch gut, doch irgendwann merkte er, dass mittwochnachmittags niemand mehr kam, wenn er auf dem Dorfplatz stand und mit seiner Glocke läutete. Er fuhr die Gassen auf und ab und hupte. Doch nichts tat sich. Dann erfuhr er von einer alten Frau, die am offenen Fenster in der Küche Kartoffeln schälte, dass ihr Sohn, und die Nachbarn rechts und links auch, zum Einkaufen in die Stadt gefahren seien, zum Supermarkt. Da ahnte Herr Fegisch, dass die Zeit des rollenden Kaufhauses schon wieder an ihr Ende gekommen war.

Als Fußnote sei in diesem Zusammenhang das schlechte Gewissen als disziplinierender Faktor im Wirtschaftsleben der Provinz erwähnt. Friseur zum Beispiel. Es hatte sich eingebürgert, dass sich jeden Samstag und vor jedem Feiertag meine Mutter und alle meine Nennanten dort trafen. Es ist der beste Friseur weit und breit und sehr freundlich obendrein, drum ist der Andrang immer groß. Wenn meine Mutter zurückkam, hatte sie nicht nur eine neue Frisur, sondern wusste auch, wie das Wetter in der nächsten Woche werden würde, wer gerade zur Reha war und wer angeblich was mit wem hatte. Das lag nicht am Friseur und den Friseurinnen, die hatten eine große Berufsehre und schwiegen wie ein Grab – lauschten aber selbst dem angeregten Ortsgespräch der Kunden. Die Damen trafen sich, um die Haare »gelegt« zu

bekommen, alle versanken in Wolken aus Gard und Taft, und ihre Haare sahen hinterher aus wie feine Gewebe aus Zuckerwatte, die niemand anfassen durfte. Das Ozonloch war nach diesen Haarsprayorgien samstagnachmittags über Schlitz besonders groß. Hätte es damals schon Google Earth gegeben, hätte man durch das Loch gucken können.



Unsere Nachbarin, Frau Nietenbach, die seit ihrer Jugend bei einem anderen Friseur gewesen war, versuchte sich immer sehr langfristig über eventuelle Urlaubszeiten sowohl des Friseursalons als auch ihrer zuständigen Friseurin zu informieren. Denn in dieser Abwesenheit hatte sie das Gefühl, ohne schlechtes Gewissen zum Friseur nach Fulda fahren zu können. Sie hätte es nie übers Herz gebracht, ihren Schlitzer Friseur im Stich zu lassen – und sich dem Verdacht auszusetzen, Verrat an der heimischen Wirtschaft zu begehen. Doch sie genoss es, wenn sie nach Fulda fuhr, nebenher auch



noch einen Einkaufsbummel bei Karstadt zu machen. So fuhr sie nur nach Fulda, wenn sie glaubte, ihrem Schlitzer Friseur klarmachen zu können, dass er zu diesem Zeitpunkt ja »leider in Urlaub« gewesen sei. Ein sehr kompliziertes Konstrukt, das auch permanenter Abstimmung mit allen Bekannten und Verwandten bedurfte, damit sich keine verplapperte. Irgendwann fand sie aber Gefallen an diesem Versteckspiel. Sie ließ sich von meiner Mutter und meinen Tanten auch nicht zum Überlaufen zu einem anderen, guten Schlitzer Friseur überreden.



Noch als sie alt war, musste meine Mutter Frau Nietenbach nach Fulda fahren und quasi inkognito beim Friseur einschleusen, der dort »Coiffeur« hieß. Aber irgendwann wurde klar, dass es Frau Nietenbach weniger um die Frisur als

um die Törtchen in der Feinkostabteilung bei Karstadt ging.

Auf dem Land weiß also jeder noch, für wen er etwas produziert – und sei es eine Hochfrisur. Dass sich andere das Gleiche denken, ignoriert er gerne. Betroffen ist davon aber nur der bargeldlose Güterverkehr. Sobald Geld fließt, richtet sich das Angebot streng nach der Nachfrage. So weiß der Braumeister in der Auerhahn-Brauerei genau, wer wie viel von seinem Bier trinken wird: er selbst, sein Nachbar und Schlotzke-Karl – zumindest so lange, bis er wieder in die Ausnüchterungszelle gesteckt wird. Der Bäcker Linke weiß, dass er die Sesambrötchen nur für Frau Ziegenbarth und deren Toch-

ter bäckt. Und der Schreiner weiß, dass er bei dieser Bank die Ecken abrunden muss, weil der Sohn von Frau Mannheim zurzeit wieder seine anthroposophischen Anwendungen hat. Produzent und Abnehmer kennen sich fast immer persönlich. Dieses System hat große Vorteile. So wandte sich der Leiter des Schlitzer Postamtes, als er erfuhr, dass die Filiale geschlossen werden sollte, weil statistisch gesehen nicht genug Briefmarken verkauft wurden, um ein ganzes Postamt zu rechtfertigen, an Frau Kostolnik vom Kaninchenzüchterverein. Frau Kostolnik saß bei Opel in Rüsselsheim in der Poststelle, und gemeinsam heckten sie einen Plan aus. Da es Opel ja einerlei ist, woher die Briefmarken für die tausend und abertausend Briefe kommen, die man in Rüsselsheim aufgibt, wurden diese jahrelang in Schlitz gekauft. Immer montagmorgens fuhr Frau Kostolnik aus Schlitz nach Rüsselsheim und hatte einen Koffer dabei, der bis oben mit Briefmarken gefüllt war. So blieb das Postamt erhalten. Dass Opel inzwischen in finanzielle Schwierigkeiten geraten ist, dafür konnte sie ja nichts.

Doch ich schweife ab. Das rollende Kaufhaus von Herrn Fegisch jedenfalls kam irgendwann zum Erliegen. Bald darauf sattelte er erfolgreich um und reduzierte sein Kerngeschäft auf das Kerngeschäft. Doch der kleine Markt von Herrn Fegisch überlebte trotz übermächtiger Konkurrenz von immer neuen, hässlichen Supermarktkästen am Stadtrand, dank der Stammkundschaft: nämlich sämtlicher Bewohner des nahe gelegenen Altenwohnheims und der in die Jahre gekommenen Vertriebenen aus dem Sudetenland in den umgebenden Häuser-



siedlungen. Das vorgerückte Alter und das hohe Aufkommen an Gehstöcken und Laufwägelchen haben den Vorteil, dass diese Kunden nicht zu den Supermärkten am Stadtrand abwandern können. So ist das rollende Kaufhaus



zwar inzwischen Geschichte und das Kerngeschäft ebenso, nicht aber die sehr freundliche Frau Zakschewsky. Sie sitzt immer noch an ihrer Kasse, so wie vor fünfundzwanzig Jahren. Hinter ihr, wo einst der Laden war, steht inzwischen zwar eine Wand, und in den Räumen dahinter sieht man weiße Gardinen und ein paar Pflanzen mit dicken Blättern in roten Hydrokultursteinchen, die dieselbe Farbe haben wie die Steine zwischen alten, stillgelegten Schienen. Doch die sehr freundliche Frau Zakschewsky verkauft weiter Morgen für Morgen ab 7.30 Uhr Brötchen an die Damen und Herren

aus dem Altenwohnheim. Im Regal gibt es außerdem Konservensuppen und das Nötigste für den Tag, die Bild-Zeitung, die Arztromane »Dr. Norden«, ganz übersichtlich und reduziert, so dass sich meine Tante aus Dresden immer an die Konsum-Märkte in der DDR erinnert fühlt. Doch der Markt von Frau Zakschewsky ist nicht rückwärtsgewandt, sondern modern. Er verzichtet auf jeden überflüssigen Schnickschnack. Wenn man diesen Laden sieht, merkt man: Das ist die Zukunft, der erste Laden, der präzise auf die alternde Gesellschaft zugeschnitten ist. Er wird einmal sehr berühmt werden. Ab elf kommt niemand mehr, dann sperrt sie zu. Ob es noch ein einträgliches Geschäft ist, weiß ich nicht, aber Herr Fegisch sagt, man könne es den Senioren im Altenwohnheim doch unmöglich antun, dass sie morgens keine Brötchen mehr holen könnten.

[...]



**FLORIAN ILLIES**  
geboren 1971 in Schlitz,  
studierte Kunstgeschichte  
und ist Journalist, Kunst-  
historiker und Autor.

Nach Stationen als Feuilletonredakteur bei der FAZ und der FAS, als Kulturchef bei der ZEIT und Mitgründer der Kunstzeitschrift »Monopol« ist er heute Partner des Berliner Auktionshauses Villa Grisebach. Bekannt wurde Illies durch sein 2000 erschienenes Buch »Generation Golf«, das einer ganzen Generation ihren Namen gab.



## Restauratorin mit Leib und Seele

Gudrun Hildebrandt, geboren 1953 in Hamburg, ließ sich nach ihrem Studium der Geschichte, Pädagogik und des Textil-Designs zur Restauratorin, Fachgebiet Textilien, weiterbilden. Heute arbeitet sie im Museum für Hamburgische Geschichte, wo sie mit der Restaurierung und Konservierung des gesamten Textilbestandes des Hauses (ca. 15.000 Objekte) und der Aufbereitung für Präsentationen in Ausstellungen betraut ist. Besonders schätzt sie die Zusammenarbeit mit Dozenten und Studenten der Fachhochschulen für Kostüm- und Modedesign sowie den Gewandmeistern. Die Ausbildung von qualifiziertem Nachwuchs, die ihr immer sehr am Herzen liegt und Freude macht, trägt hoffentlich dazu bei, den Beruf nicht aussterben zu lassen und einen Teil unserer Vergangenheit vor dem Vergessen zu bewahren.



# WAS IST IHR TRAUM VOM ALTER?

## 30 FRAGEN AN GUDRUN HILDEBRANDT

Welche Wünsche haben Sie, wenn Sie ans eigene Alter denken? **Gesund und selbstbestimmt im Freundeskreis eigenen Interessen nachgehen.**

Haben Sie als Restauratorin einen anderen Blick aufs Alter? **Alter hat Charme, Patina kann wertvoll sein und ist etwas Schützenswertes.**

Wovor haben Sie beim Gedanken ans Älterwerden am meisten Angst? **Mit Gedächtnisverlust in fremder Umgebung zu leben, krank zu werden.**

Hat sich Ihr Beruf durch die Technisierung verändert? **Ja, sehr! Das »handwerkliche« Restaurieren gerät durch den PC in den Hintergrund.**

Können Sie sich vorstellen, länger als bis zum 65. Lebensjahr zu arbeiten? **Ja, aber dann in meinem selbsteröffneten Café!**

Was tun Sie, um sich zu entspannen? **Lesen, Musik hören, Freunde treffen, spazieren gehen, Ausstellungen besuchen.**

Wie und wo möchten Sie im Alter wohnen/leben? **In einem generationsübergreifenden Haus mit befreundeten Familien und vielen Kindern.**

Können Freunde Familie ersetzen? **Selbstverständlich! Man muss den Freundeskreis rechtzeitig aufbauen und pflegen!**

Glauben Sie, dass die gesetzliche Rente zum Leben reicht? **Nein, auf keinen Fall, deshalb müssen Zusatzrenten abgeschlossen werden.**

Ist man im Alter auf dem Lande besser aufgehoben als in der Stadt? **Nicht aufs Auto angewiesen sein heißt wohnen in der Stadt.**

Was haben Sie von Ihren Eltern und Ihren Großeltern gelernt? **Toleranz, Traditionen zu schätzen, Dinge anzupacken, immer optimistisch zu bleiben.**

Was ist für Sie das Wichtigste, um sich lebendig zu fühlen? **In der Natur sein bei jedem Wetter (!) und mich mit Freunden auszutauschen.**

Wie sieht für Sie ein glücklicher freier Tag aus? **Ausschlafen, Freunde treffen, lange Spaziergänge, am besten am Meer, machen.**

Wie intensiv nutzen Sie das Internet? **Beruflich manchmal für Recherchen, privat nie!**

Wie heißt Ihr Lieblingsbuch **»Am Wege« von Hermann Bang.**

Würden Sie es auch als E-Book lesen? **Nein, warum sollte ich? Ich liebe den Geruch von Papier und das Blättern.**

Benutzen Sie ein Smartphone und ein Navi? **Nein.**

Können soziale Netzwerke im Internet reale Freundschaften ersetzen? **Niemals, arme virtuelle Welt!**

Fühlen Sie sich in die Gesellschaft eingebunden? **Ja, sehr, durch meine Familie, einen großartigen Freundeskreis und sehr nette Kollegen!**

Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Menschen am meisten? **Gradlinigkeit, Verlässlichkeit, Toleranz, Ehrlichkeit, Neugier.**

Welchen Charakterzug mögen Sie an sich am meisten? **Humor und optimistisches Denken.**

Worin besteht Ihr größter Fehler? **Zu impulsiv, aufbrausend, manchmal undiplomatisch.**

Spielen Traditionen in Ihrem Leben eine Rolle? **Ja, ohne Traditionen gäbe es keine Gegenwart, sie bestimmen mit, wie wir heute leben.**

Wer oder was sind Ihre Vorbilder? **Neben meinen Eltern und Großeltern: Willy Brandt, ein Mann mit Visionen und Charisma!**

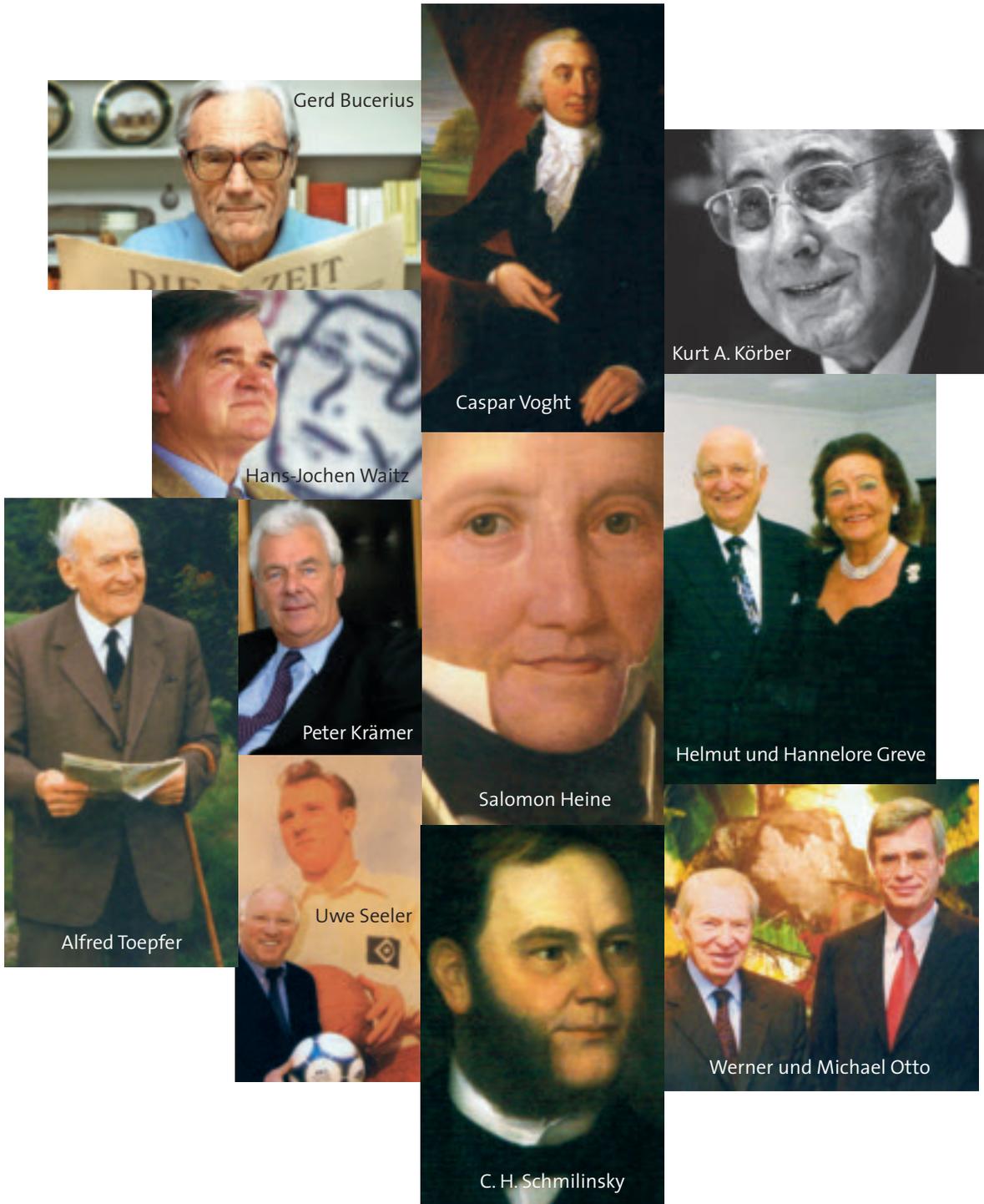
Wie wichtig ist Ihnen der Glaube? **Sehr, er gibt Festigkeit und Geborgenheit in einer Gemeinschaft, kann Ratsuchenden helfen.**

Was bedeutet für Sie Kultur? **Ich lebe für den Erhalt der Kultur, damit die Spuren für nachfolgende Generationen nicht verloren gehen!**

Wie heißt Ihr Lieblingskünstler? **Es gibt keinen Liebling, aber ein paar wichtige für mich: J. S. Bach, John Neumeier, Max Ernst.**

Ihre Lieblingsblume, -farbe, -landschaft? **Buschwindröschen, Gelb, weite Küstenlandschaft mit Meer.**

Haben Sie Vertrauen in die Zukunft? **Nur die Hoffnung, dass Vernunftbegabte Kriegen und Krisen Einhalt gebieten können.**



»Idealismus orientiert sich am Machbaren«:

Vom Engagement Hamburger Bürger

## Stiften gehen – eine Hamburger Spezialität

### Keine Moden, sondern Vielfalt, lokal und global

DIE ÄLTESTE STIFTUNG WURDE 1227 GEGRÜNDET – HEUTE GIBT ES ÜBER 1200



Wenn es darum geht, sich für das Gemeinwohl zu engagieren, ist Hamburg Spitze: In keinem anderen Bundesland gibt es so viele Stiftungen. Kein Wunder, sie haben hier eine lange Tradition und sind seit Jahrhunderten ein wichtiges Rückgrat der hanseatischen Zivilgesellschaft. So sorg-

te beispielsweise schon 1788 der Hamburger Kaufmann Caspar Voght durch gezielte Spendenaufrufe in den Kirchen für eine bahnbrechende Reform des hamburgischen Armenwesens. Etwa zur gleichen Zeit lebte auch ein anderer Wohltäter und Mäzen Hamburgs: der Kaufmann und Bankier Salomon Heine, der nicht nur seinen Neffen Heinrich Heine unterstützte, sondern sich mit seinem Privatvermögen auch am Wiederaufbau



Hamburgs nach dem verheerenden Brand von 1842 beteiligte. Carl Heinrich Schmilinsky wiederum vermachte sein Vermögen der Stadt Hamburg, die damit nach seinem Tod 1891 eine Einrichtung »für junge, konfirmierte Mädchen gebildeter Stände« und



unversorgte Witwen gründen sollte. Das Engagement für die Stadt und ihre Bürger liegt auch den Stiftern von heute am Herzen. Ob Gerd Bucerius, Hans-Jochen Waitz, Alfred Toepfer, Peter Krämer, Uwe Seeler, Kurt A. Körber, Helmut und Hannelore Greve oder Werner und Michael Otto – um nur die bekanntesten zu nennen: Sie alle unterstützen hilfsbedürftige Menschen oder fördern ambitionierte Projekte zum Wohle des Gemeinwesens. [SK]



## ... bei Hamburger Schmuddelwetter



*Stilvolle Eleganz: das Stammhaus im Jahre 1912  
in der Mönckebergstraße*



Es gibt nur wenige Sonnenanbeter in der Familie. Kein Wunder, das Geschäft wird seit Generationen vorrangig bei schlechtem Wetter gemacht: Schon vor bald 150 Jahren, genauer seit 1876, begann der Firmengründer Theodor Eggers mit viel Fleiß und Kunstfertigkeit Schirme zu reparieren und in allen Variationen selbst herzustellen. Die Tradition des Schirm- und Stockmachens wurde voller Stolz von Generation zu Generation weitergetragen. Zu ihren besten Zeiten hatte die Firma »Schirm Eggers« in Hamburg neben dem Stammhaus in der Mönckebergstraße sage und schreibe zehn



*Nicht nur in der Nähstube (oben) herrschte geschäftiges Treiben, auch im Laden wurde unermüdlich Hand angelegt. Persönliche Bedienung im Laden (rechts) war Ehrensache.*



*Früh übt sich: der kleine Carl-Heinz Eggers 1926 an der alten Drehbank seines Großvaters, zusammen mit drei fleißigen Angestellten in der Werkstatt*



## Schirm-Eggers

Filialen und 120 Mitarbeiter. Doch Anfang der 1990er-Jahre zwang die Billigkonkurrenz aus Asien auch Eggers in die Knie. Wer aber von Kindesbeinen an mit dem ausgefallenen Schirmmacherhandwerk zu tun hat, gibt nicht so schnell auf. 1993 eröffnete Frank Vertein, ein Urenkel des Gründers, in der Rosenstraße – nur wenige Gehminuten vom ehemaligen Stammhaus entfernt – ein neues Fachgeschäft, das jetzt allerdings unter einem neuen Namen firmiert: »Schirm & Co.« Heute betreibt seine Tochter Carola Vertein den kleinen Laden mit ungebremster Leidenschaft und unermüdlichem Einsatz. Tag für Tag fertigt sie per Hand Schirme von erstklassiger Qualität. Die haben natürlich ihren Preis, sind dafür aber auch lange haltbar. Gene Kelly hätte also wieder allen Grund loszuschmettern: »I'm singing in the rain!« [SK]

# MARÜNDE BILDER AUS DER HEIMAT



»Im Grunde meines Herzens bin ich Heimatmaler. Meine Heimat ist die norddeutsche Provinz zwischen Dänemark und dem Wendland.«



**Wolf-Rüdiger Marunde**, Multitalent mit einem Faible fürs Landleben: Der Zeichner, Illustrator und Cartoonist Marunde, Jahrgang 1954, lebt im Landkreis Lüchow-Dannenberg und ist vor allem für seine sauguten Schweinchen-Cartoons berühmt. Zahlreiche Buchveröffentlichungen, Kalender, Plakate und Postkarten haben seit über 30 Jahren eine wachsende Fangemeinde. Seine Cartoons im »stern«, in der »Brigitte« und in der HÖRZU sind längst Klassiker. Auch zahlreiche Einzelausstellungen im In- und Ausland zeugen von seinem Renommee.

Wir freuen uns, Ihnen in der Reihe »Bilder aus der Heimat« die besten Illustrationen zeigen zu können. Die älteren Leser werden sich sicherlich schmunzelnd erinnern, die Jüngeren werden staunen über die altmeisterliche Art der Darstellung und den zeitlos tierischen Humor Marundes.

Zwei besondere Marunde-Ausstellungen im Sommer 2013: 27.4.–1.6. in Bremervörde im Bachmann-Museum, einem ehemaligen Schloss | 29.6.–29.8. in Meldorf in der »Neuen Holländerei«, einer modernen Galerie, die von der »Stiftung Mensch« betreut wird. Marunde, der dort schon früher zu Gast war, ist von der Arbeit dieser Stiftung sehr beeindruckt.





# DURCHDICKUNDDÜNN

## Von Freundschaften und Netzwerken

Selbst Kino-Muffel haben sich vor 33 Jahren an einem kleinen frechen Film erfreut, der als aberwitziges Roadmovie mit Popikonen wie James Brown, Aretha Franklin oder Ray Charles mittlerweile zu den Klassikern gehört. Die Stars allerdings sind Jake und Elwood, mit denen man »durch dick und dünn« geht, bis die Blues-Band wieder spielt.

Wer hätte nicht gern eine Freundschaft wie diese. Filme dieser Art sind die Märchen unserer Zeit, gegenwärtig wird das Verschwinden von »echten Freundschaften« immer häufiger beklagt. Stimmt das? Waren Freundschaften früher verlässlicher und belastbarer?

Oder ist das Internet mit den sozialen Netzwerken eine Bereicherung und Erleichterung gerade auch für ältere Mediennutzer? Wir werden das Thema ausführlich behandeln.

Die neue  
Ausgabe  
erscheint im  
Oktober  
2013



PFLEGEN & WOHNEN ALSTERBERG Maienweg 145 | 22297 Hamburg | Telefon 20 22-39 00

PFLEGEN & WOHNEN ALTONA Thadenstraße 118 a | 22767 Hamburg | Telefon 20 22-20 23

PFLEGEN & WOHNEN FARMSSEN August-Krogmann-Straße 100 | 22159 Hamburg | Telefon 20 22-22 14

PFLEGEN & WOHNEN FINKENAU Finkenau 11 | 22081 Hamburg | Telefon 20 22-34 45

PFLEGEN & WOHNEN HEIMFELD An der Rennkoppel 1 | 21075 Hamburg | Telefon 20 22-40 40

PFLEGEN & WOHNEN HOLSTENHOF (und ÖJENDORF) Elfsaal 20 | Deelwischredder 37 | 22043 Hamburg | Telefon 20 22-48 34

PFLEGEN & WOHNEN HORN Bauerberg 10 | 22111 Hamburg | Telefon 20 22-46 31

PFLEGEN & WOHNEN HUSARENDENKMAL Am Husarendenkmal 16 | 22043 Hamburg | Telefon 20 22-47 25

PFLEGEN & WOHNEN LUTHERPARK Holstenkamp 119 | 22525 Hamburg | Telefon 20 22-28 16

PFLEGEN & WOHNEN MOOSBERG Moosberg 3 | 21033 Hamburg | Telefon 20 22-27 52

PFLEGEN & WOHNEN UHLENHORST Heinrich-Hertz-Straße 90 | 22085 Hamburg | Telefon 20 22-43 05

PFLEGEN & WOHNEN WILHELMSBURG Hermann-Westphal-Straße 9 | 21107 Hamburg | Telefon 20 22-42 25

#### Bildnachweis

Archiv PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG (11);  
Archiv edition wartenau (116); Ulrike Sparr (26);  
Garten der Schmetterlinge/Roelcke (15); Carola Vertein (6);  
Uwe Denker (5), Kirchengemeinde Altona-Ost (4);  
Claudia Timmann (3); J. H. Darchinger/Taschen (1);  
Th. Gudzowaty/Hatje Cantz (1); Kirstin Tomforde (1);  
Gudrun Hildebrandt (1); Wolf Rüdiger Marunde (1);  
Titelmotiv F1online/Frankfurt

Illustrationen von Heike Kreye für die Geschichte  
von Florian Illies auf den Seiten 60-65

#### IMPRESSUM

Herausgeber: PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG GmbH,  
Finkenau 11, 22081 Hamburg, Telefon 040 / 2022-3168,  
Fax 040 / 2022-3550 (pflegeinfo@pflegenundwohnen.de)  
Verlag: edition wartenau GmbH, Conventstraße 1-3, 22089 Hamburg,  
Tel. 040/251 46 51 und 040/25 49 15 03, Fax 040/251 46 56  
ulrike.sparr@wartenau.de | peter.albers@wartenau.de  
Objektleitung: Peter Albers | edition wartenau  
Idee, Konzeption, Gestaltung und Produktion: Peter Albers, Hamburg  
Redaktion (ViSdP): Ulrike Sparr [US], Susanne Kranz [SK],  
Peter Albers [PA]  
Weitere Mitarbeiter dieser Ausgabe:  
Imke Göken (imke.goeken@pflegenundwohnen.de)  
Heidrun Urmann (heidrun.urmann@pflegenundwohnen.de)  
Satzherstellung: edition wartenau | Druckerei zu Altenburg  
Druck und Bindung: DZA Druckerei zu Altenburg GmbH, Altenburg  
Printed in Germany

Copyright © 2013 by edition wartenau

Nachdruck nur mit schriftlicher Genehmigung der Redaktion.

Keine Haftung für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos.



WER KEIN GELD HAT,  
DEM HILFT NICHT,  
DASS ER FROMM IST

MARTIN LUTHER  
DEUTSCHER REFORMATOR,  
GEBOREN 1483 IN EISLEBEN,  
GESTORBEN 1546 EBENDORT

